# Haus und Volk.

# Haus und Volk.

Roman aus dem achtzehnten Jahrhundert

von

**Georg Horn.**



Erste Abtheilung:

## Ein Carneval in Venedig.

**Zweiter Band.**

Hannover.
Carl Rümpler.
1867.

Druck von August Grimpe in Hannover.

## VI.

Der Betstuhl für den Landsmann ging seiner Vollendung entgegen. Der Meister arbeitete früh und spät daran, so daß seine Gesellen darob etwas verwundert waren; denn gewöhnlich lieferte Meister Nicolo nur die Zeichnung zu den in Arbeit zu nehmenden Gegenständen und pflegte dann nur die Ausführung zu überwachen und die letzte Hand anzulegen. Diesmal jedoch machte er eine Ausnahme, er hatte sogar, was er nie that, die Bearbeitung der Holzblöcke und der ersten Formen der Schnitzereien aus dem Rohen heraus übernommen, keiner der Gesellen durfte Hand an den Betstuhl legen und dabei hatten sie ihn nie so guter Laune gesehen; er pflegte ein lustig Lied zu summen, oder im emsigen Schaffen mit dem Meißel still vor sich hin zu lächeln und mit wohl=

befriedigter Miene dann sein Werk zu betrachten. „Habt Achtung vor allem Eurem Werke", war einer seiner Aussprüche und Mahnungen an seine Gehülfen, „betrachtet es nicht als Eurer Hände Erzeugniß, sondern als eine Erscheinung einer höheren Schöpferkraft, zu der Eure Hände nur das Werkzeug sind; auch nicht als etwas Zufälliges, sondern als etwas Nothwendiges, das, so gering es auch erscheinen mag, doch in dem Gedanken einer höheren Weltordnung liegt; dann wird Euer Werk auch immer vortrefflich gedeihen, denn das ist der Segen der Arbeit." Das unter seinen Händen befindliche Werk erschien als die treffendste Bethätigung dieser Idee, durch welche allein das Handwerk zur Kunst, während ohne dieselbe die Kunst zum Handwerke wird. Schöneres hatte Meister Nicolo nicht geschaffen. Wir wollen nicht von den kunstvollen Falzungen, den zarten Hohlungen und Ausladungen, von den mit feiner Berechnung des Effectes angebrachten Knäufen, Medaillons, dem graziösen und üppigen

Laubwerke sprechen, wir wollen nur die Idee des Ganzen betrachten und würdigen.

Der Meister hatte anfänglich den Gedanken gehabt, daß zwei liegende Löwen die Unterlage des Ganzen bilden sollten. Davon war er aber später abgegangen und hatte mit Genehmigung des Kurprinzen, dem überhaupt die Sache gar nicht so sehr am Herzen lag, einen Block als Basis genommen, dem er durch Zurichtung die Form eines festen felsigen Gesteins gegeben hatte. Auf demselben richtete sich in Lebensgröße ein prachtvoll geschnitzter Löwe auf, voll Zornesausdruck in der Haltung des Kopfes und dem Fliegen der Mähnen, und, als wäre er zum Sprunge bereit, in seinen mächtigen Branken einen in Schnitzerei nachgemachten Folianten haltend, gleichsam wie einen Protest, einen überzeugenden Beweis von einer Wahrheit, die, auf Felsengrund beruhend und lange darniedergehalten, jetzt mit gestählter Schwungkraft und entfesselter Wucht nach ihrem Rechte verlangt. In den Folianten waren die

Worte des Paulus eingegraben: „Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit."

Das Mähnenhaupt des Löwen bildete die Unterlage für das Pultbrett und dieses war von einem einfachen geradlinigen Kreuze ausgefüllt, aus dessen Ecken Rosen entsprossen, die sich mit ihren Knospen und ihrem Blätterwerke zwischen den Balken derselben in so reicher Fülle entfalteten, daß das Ganze eine quadratische Form annahm. Auf der Rückseite des Löwen, gleichsam einen in das Gestein eingehauenen Ruhesitz vorstellend, befand sich der Platz für das Kniepolster. So war in bildlicher Darstellung die Kraft und die Macht einer Wahrheit ausgedrückt, welche durch das Symbol des Kreuzes, von dem sie gekrönt wird und unter welchem sie ihr Haupt beugt, sich als eine Wahrheit des Kreuzes, als eine evangelische Wahrheit zu erkennen giebt.

Die Freundschaft zwischen Don Andrea und dem Meister hatte einen künstlerischen Ursprung: Ersterer hatte das Vorrecht, alle Arbeiten vor

allen Uebrigen in Augenschein nehmen zu dürfen; aber dieses Werk, so neugierig auch Don Andrea war, wollte ihm Scheitler nicht vor der gänzlichen Vollendung zeigen. Die Ungeduld des Nachbars sollte nun nicht länger auf eine so harte Probe gestellt werden, heute war er in das Atelier gebeten worden, und als der Meister die schwere grüne Wollendecke von dem Gegenstande abhob, entfuhr ein Ausruf des Erstaunens und Entzückens dem Munde des kunstverständigen Mannes. Mit Kennerauge prüfte er Alles, die geringsten Einzelheiten, und ließ dann wieder den Eindruck des Ganzen auf sich wirken.

„Meister Nicolo“, bemerkte er unter Anderm, „Ihr macht mir alle meine alten Holzschnitzereien zu Schanden. Sie müssen sich vor dieser verkriechen. Mann, warum seid Ihr lebendig und nicht schon hundert Jahre todt, damit ich Eure Arbeiten unter meinen Antiquitäten aufstellen kann!“

In Wahrheit konnte sich Don Vendramini

nicht zufrieden geben, daß sein Nachbar nicht schon längst ein todter Mann war. Für seine Mitlebenden hatte er, wie er selbst bemerkte, lange nicht das rege und begeisterte Interesse. Als er sich sattsam an dem wahrhaften Kunstwerke geweidet hatte, schickte er sich zum Fortgehen an.

„Also hat Euch meine Arbeit gefallen?“ nahm der Meister das Wort. „Soll mir lieb sein.“

„Gefallen? O nicht doch — entweiht nicht dieses Werk durch ein solches Wort. Nur Eines wäre daran auszusetzen.“

Verwundert über eine solche Bemerkung, nach den ekstatischen Ausrufen, wie sie der Kunstfreund und Italiener hatte laut werden lassen, sah ihn Scheitler an.

„Die Arbeit ist für den Grafen Werdenfels, wie ich weiß“, sagte Vendramini mit leiser Stimme, „der Graf gehört unserer heiligen katholischen Kirche an, und dieser Stuhl, auf welchem er dem Dienste seines Glaubens obliegen soll, die Idee ist nicht katholisch, sondern lutherisch.“

Ein Blitz ging aus dem Auge Meister Nicolo's auf den Sprecher über, und mit jener freudigen Ueberraschung, die der Ueberzeugung, daß wir uns verstanden fühlen, zu folgen pflegt, reichte er dem Nachbar und Freunde als Antwort und Bekräftigung die Hand. Das Wort, welches dem Meister vielleicht auf der Zunge lag, wurde durch ein Geräusch von der Treppe her abgeschnitten. Einer der Gesellen ging hinaus, um nach der Ursache zu forschen, kam aber sogleich mit bleichem, verstörten Gesicht zurück, mit einer Schreckensmiene nach der Thür deutend. Eben wollte Scheitler selbst gehen und nach der Ursache des plötzlichen Schreckens des jungen Mannes sehen, als diese Ursache auch schon in der Thür erschien, und zwar in Gestalt eines Fante, eines Dieners des Senates von Venedig. Dem Erscheinen eines solchen Mannes in einem Privathause folgte immer der Schrecken auf dem Fuße.

Die Seufzerbrücke, die unterirdischen Kerker, die heimlichen Executionen und die von dem

schwarzen Gewässer des Canals Orfano erstickten Todesschreie hatten zwar als überwundene Standpunkte ihre schreckende Kraft verloren, denn Venedig in Zopf und Puder war nicht mehr das Venedig des Mittelalters; von außen umlagerten mächtige Feinde die Republik, also durfte man im Innern die Sehne des Bogens nicht mehr so straff spannen, ein Grundsatz der Schwäche, der die Oligarchie immer mehr dem Abgrunde entgegenführte. Trotzdem aber war ein derartiger Abgesandter immer noch ein wenig gerngesehener Besuch in einem Privathause.

Er wartete die Frage Meister Scheitler's auch gar nicht ab, sondern überreichte demselben ein großes Schreiben.

„Wenn Ihr nicht lesen könnt, so ist es mein Amt, Euch den Inhalt dieses Schreibens zu wissen zu thun."

„Ich kann lesen", antwortete der Meister und nahm das Schreiben aus der Hand des Fante. Er las es durch und sah dann, ob des unbegreif-

lichen Inhalts, und als wüßte er noch nicht, wie ihm geschähe und was man von ihm wolle, mit fragenden Blicken den Diener der Gewalt an.

„Die heilige Inquisition fordert Euch vor ihr Gericht", erklärte der Eingetretene, „und Ihr müßt mir augenblicklich in die Staatsgefängnisse folgen."

In demselben Momente wurde das Geräusch eines Falles hörbar, und als sich Meister Scheitler instinctmäßig umsah, denn noch verstand er nicht, was der Bote des Senates eigentlich von ihm wollte, da sah er seinen Nachbar am Boden liegen. Don Andrea hatte wohl den allsehenden Blick, aber nicht die Seelenstärke seiner Vorfahren geerbt; ihm war bei der Erklärung des Fante schwach geworden, er fühlte das Bedürfniß, sich zu setzen, glaubte hinter sich einen Stuhl und anstatt auf diesem fühlte er sich auf der Erde sitzen.

„Was will das Tribunal der heiligen Inquisition von mir?" fragte Meister Scheitler, wie Jeder in solchem Falle fragen würde, selbst der

besonnenste Mann, der da wohl weiß, daß der Bote des Gerichts nicht das Gericht selber ist, um Auskunft zu geben.

„Das werdet Ihr wohl erfahren“, antwortete der Senatsdiener. „Ich habe nur den Befehl, mich Eurer Person zu versichern, Meister Nicolo.“

„Also Gefangener?“ rief der Genannte in einem Tone aus, aus welchem Zorn, Ueberraschung und Entrüstung zugleich sprachen.

„Das wird von dem heiligen Gerichte abhängen und von den Beweisen, welche die da draußen finden werden.“

Damit schritt er auf die Thüre zu, öffnete dieselbe, so daß außerhalb derselben noch zwei gerichtliche Gehülfen sichtbar wurden.

„Ich habe den Befehl, mich Eurer Person zu versichern und Jene dort sind beauftragt, Euer Haus zu durchsuchen.“

In solchen Fällen, wo ein Senatsdiener als ein Stück Verhängniß erschien, war das Protestiren eitel Ding; da war es das Beste, sein

Haus zu bestellen und sich zu fügen, wie es auch Meister Nicolo zu thun entschlossen war. Es gehörte viel besonnene Ruhe und das Bewußtsein völliger Unschuld dazu, daß er, so wie eben jetzt, an die Gesellen die Anweisungen zur Arbeit für heute und die folgenden Tage geben konnte — wenn er nicht zurückkommen sollte. Letzteres sagte er mit besonderer Beziehung auf den Fante, der unwissend die Achsel zuckte.

Statt, daß Don Andrea ihn tröstete und ihm Muth einsprach, mußte er ein Aehnliches an seinem Nachbar versuchen; denn dieser war außer aller Fassung, stöhnte und ächzte, als ginge es ihm noch in dieser Minute an den Hals.

„O, wenn mein allsehender Vorfahr, einer der furchtbaren Drei, noch lebte“, betheuerte er, „dann kostete es mich nur ein Wort, Euch dem furchtbaren, entsetzlichen Tribunale zu entreißen, das schon so viele Opfer gefordert hat! Warum wart Ihr nicht um hundert Jahre früher da — da könnte ich Euch retten vor solcher Ungerechtig-

keit — vor solcher Willkür — vor" — er wollte noch weiter sprechen, aber da fiel ihm ein, daß ja der Fante gegenwärtig sei, und vor Schreck über seine Unvorsichtigkeit hätte er sich fast wieder auf die Erde gesetzt. Das Schwerste blieb für Meister Scheitler zu thun, seinem Kinde das Unabänderliche mitzutheilen. Mit schwererem Herzen war er die Treppe zu seiner Wohnung noch nicht hinaufgestiegen als jetzt, und wie er dann mit beklommener Rede Paula gesagt hatte, was über ihn gekommen war, da verfärbte sie sich zwar und ihre Hand zitterte und faßte instinctmäßig nach der seinigen, um diese nicht von sich und nichts Trennendes zwischen sie Beide treten zu lassen, aber ihre entschlossene Ruhe, mit der sie sagte: „Vater, ich lasse Dich nicht allein, ich gehe mit Dir", überraschte und beruhigte ihn. Scheitler suchte sie von diesem Entschlusse abzubringen und ihr begreiflich zu machen, daß das unmöglich ginge. Das schien ihm auch gelungen zu sein, denn über ihr Antlitz, das noch der unverhüllte und unver-

fälschte Ausdruck ihrer Seele war, ging eine tiefe Traurigkeit, aber nur einen Moment; dann schien eine bessere, fassungsvollere Ueberzeugung in ihr erwacht zu sein, und indem sich die Trauer klärte und der Blick ihres schönen Auges wieder frei und voll Liebe ihn anschaute, sagte sie:

„Was können sie Dir auch anhaben? O, ich bin sicher und gewiß, mein Vater thut nichts Böses und hat es nie gethan. Habe keine Furcht, Vater; mit dem Unschuldigen geht ein Engel ins Gericht."

So gab ihm sein Kind die einen Augenblick geschwundene Zuversicht wieder.

Den Augen des Alten entstürzte ein Thränenstrom, und beim Abschiede traf das Gegentheil dessen, was er gehofft hatte, ein. Anstatt daß er seine Tochter ermuthigen zu müssen glaubte, ermuthigte diese Tochter ihn. Hier war die Stelle, wo dieses einfache, sanfte, zarte und unbewußte Mädchen ihr Heldenthum entfaltete; denn wenn die ganze Welt gegen ihren Vater als Ankläger aufgetreten wäre, so wäre sie als sein Vertheidiger

aufgetreten und hätte dieser ganzen Welt ihre Beschuldigung als Lüge und Verleumdung in das Antlitz zurückgeschleudert.

Ehe Scheitler zu seinem Kinde gegangen war, hatte er den beiden Gehülfen des Gerichtsdieners die Schlüssel zu allen Behältnissen im Hause übergeben, und unter Aufsicht zweier Gesellen, welche der Meister seinerseits beigeordnet hatte, war diese Durchsuchung, ohne daß sich bis jetzt etwas Verdächtiges gefunden hätte, vor sich gegangen. Schon wollte der Fante ohne ein Ergebniß die Werkstätte verlassen, als eine durch Geräthe halb verdeckte kleine Thür in einer Ecke sein Augenmerk auf sich zog.

„Gebt uns die Schlüssel zu dieser Thür“, befahl er, und von nun an ging auch eine sichtliche Veränderung in Scheitler's Haltung vor; er, der bisher so ruhig und zuversichtlich war, wurde nun verlegen, unsicher.

„Diese Thür da ist nichts“, erklärte er, „nur altes Gerümpel.“

„So wollen wir dieses alte Gerümpel uns ansehen. Die Schlüssel!"

„Wahrhaftig, es ist nichts darin, als" — hier fing er zu stottern an — „es ist finster und modrig in dem Gewölbe, wie in einer Gruft."

Die Suchenden ließen sich durch diese Schilderung nicht abschrecken; sie erklärten, daß sie in das Gewölbe um jeden Preis eindringen würden, so daß sich Scheitler endlich genöthigt sah, ihnen den Schlüssel zu übergeben. Es sah in dem gewölbten Raume aber gar nicht aus, wie der Meister berichtet hatte, sondern im Gegentheil hell, reinlich und geordnet; das Gemach war leer, nur in der Ecke stand eine mit Eisenbändern beschlagene Kiste aus Eichenbohlen.

„Nur einige alte — werthlose Bücher", sagte Scheitler, als die Diener Miene machten, die Kiste zu erbrechen, um diesem Aeußersten vorzubeugen.

„Gerade auf diese alten — werthlosen Bücher haben wir es abgesehen", versetzte der Anführer

nicht ohne eine Beimischung von Hohn, welchen die subalterne brutale Gewalt stets gegen den vom Gesetze Angeschuldigten in Bereitschaft hat. „Macht keine großen Umstände“, rief er den Beiden zu, „nehmt gleich das ganze Delict mit.“

Und als Scheitler sah, wie die Gehülfen des Fante die Kiste, die nach dem Ansehen der Tragenden ziemlich schwer zu sein schien, auf sich nahmen und davontrugen, da wendete er sich nach dem Fenster seiner Werkstätte, und seine Hand fuhr zitternd über die Augen, um eine Thräne oder so etwas wegzuwischen, dann ballte sich seine Faust und zwischen den Zähnen murmelte er: „Sie kommen mit Schwertern, mit Spießen und mit Stangen, gesendet von den Schriftgelehrten und den Aeltesten, und der Gerechte muß viel Pein erleiden. Vater, heilige sie in Deiner Wahrheit, denn Dein Wort ist die Wahrheit!“

Die letzten Worte gingen in ein Gebet über, das mit einem Aufblick zum Himmel ging, und der Meister sollte die oftmals erprobte Weihe

desselben erfahren; denn mit einemmale kamen Kraft, Zuversicht und Frieden in seine Seele, so daß er ruhigen Gemüths dem Diener des Senates folgte, nachdem er unten am Ausgange des Hauses sein Kind noch einmal umarmt und dem Schutze des von unterdrücktem Schluchzen bewegten Don Andrea empfohlen hatte. Wie komisch und wie rührend war der Genannte bei dieser ernsten Begebenheit! Sein Herz drängte ihn zu Thränen und die Signoria verbot diese Thränen; denn diese waren eine stumme Kritik über so Manches, was seinem schlichten Verstande nicht mehr zeitgemäß erschien, namentlich die heilige Inquisition; aber die Staatsgewalt liebte derartige Betrachtungen nicht, und daher fand er es für gerathener, sich von seinem Schmerze lieber innerlich quälen zu lassen, als vielleicht seinem Nachbar mit Nächstem nachzufolgen.

Donna Giustina ging das Vorgefallene tiefer zu Herzen, als es sonst zu geschehen pflegte. Den Ereignissen des alltäglichen Lebens gegenüber pflegte

sie sich unempfänglich, wo nicht abweisend zu verhalten. Die Gegenwart und deren Misèren erschienen ihr, von ihrem Standpunkte aus, viel zu klein, gering und erbärmlich; sie wandelte auf dem Kothurn der Geschichte, und Alles um sie her bewegte sich nur auf dem Soccus. Für das Schicksal Meister Nicolo's zeigte sie indessen doch Antheil; sie kannte den Mann und sein anspruchloses und rechtschaffenes Wirken seit einer Reihe von Jahren; sie achtete ihn hoch, weil er sich stets in seiner Sphäre hielt; dabei hatte sie seiner zarten Aufmerksamkeit öfter kleine Geschenke, so den Rahmen um das Bild der Schutzpatronin, zu verdanken, und schließlich war ihr bei ihrem immer reger werdenden Bedürfnisse, sich an ein jüngeres weibliches Wesen anzuschließen, Paula recht lieb geworden. Gegenwärtig waren die Geschwister in ernster Berathung.

„Schwester Giustina, meinst Du, daß wir Paula herüber in unser Haus nehmen?"

„Wie Du glaubst, Bruder Andrea, ich mag das Mädchen recht gern um mich leiden."

„Schwester Giustina, wenn es sich aber nicht etwa um einen Tag und eine Nacht, wenn es sich um mehrere Tage, um mehrere Wochen, um mehrere Monate, um —"

„Bruder Andrea, ich bitte Dich, halte ein. Was könnte unser Nachbar nur verbrochen haben, daß Du so einen Gedanken hegen könntest?"

„Schwester Giustina, in jedem klugen und unbefangenen Sinne nichts, aber — auf Venedigs Nacken hat kein Papst seinen Fuß zu setzen gewagt, die Lagune hat uns Sinn und Auge offen gehalten, und gegen Rom haben unsere Vorfahren Schulter an Schulter gestanden und das Wort aufrechterhalten: Erst sind wir Venetianer, dann Christen — aber wir sind schwach geworden, Schwester Giustina."

„Ja, Bruder Andrea, wir sind schwach geworden", seufzte die Jungfrau Venedigs.

„Und nun kommen sie schon mit ihren schwarzen und rothen Röcken und Hüten und werfen den Kopf zurück und heben die Arme hoch auf und stellen Forderungen wie immer zu der Zeit, wo

sie die weltliche Macht ermatten sahen — uns, Schwester Giustina, Forderungen —"

„Uns!" wiederholte die Schwester mit derselben Entrüstung. „Wir werden ihnen eine Seeschlacht liefern", fügte sie entschlossen hinzu.

„Nöthiger wird es sein, Kundschaft einzuziehen, wohin sie unsern Nachbar gebracht und was sie mit ihm vorhaben. O, ich ahne es wohl mit meinem allsehenden Blicke!" rief Don Vendramini aus. „So weit sind wir denn doch noch nicht. Es wäre eine ganz schändliche Schwäche und Erniedrigung von der Signoria —"

Erschrocken sah er sich um und hielt sich den Mund zu, er glaubte in diesem Moment, der Fante wäre noch um ihn, und hatte er auch nicht den allsehenden Blick seiner Vorfahren geerbt, so doch den allfürchtenden in allen Dingen, die sich auf die Regierung beziehen konnten.

Das Resultat war, daß Paula noch an demselben Tage in das Haus der Geschwister übersiedelte und mit Donna Giustina ein- und das-

selbe Gemach bewohnte. Ihr frischer und reger Sinn würde die Einförmigkeit, in der sich das Leben Giustina's hindehnte, nicht ertragen haben, wenn eben nicht die von Tag zu Tag sich steigernde Sorge und Unruhe um den geliebten Vater das Herz der Tochter erfüllt hätte. Meister Nicolo kehrte nicht zurück, es vergingen Tage; es war nun schon seit seiner Inhaftnahme eine Woche dahin und nirgends weder eine Spur, noch eine Kunde von ihm. Was ist mit ihm vorgegangen — wo befindet er sich — warum giebt er nicht ein Lebenszeichen? Diese und ähnliche Fragen legten sich die Bewohner des Vendramini'schen Hauses täglich und stündlich, laut und in ihren stummen Blicken vor, und Paula's guter und starker Muth, der ihren Vater so sehr erhoben hatte, begann mit jedem neuen Tage mehr zu sinken. Sie zweifelte nicht einen Augenblick an der Schuldlosigkeit ihres Vaters, wohl aber an der Gerechtigkeit derer, in deren Gewalt er jetzt sein mochte. Trotz ihrer Herzensangst war sie gegen diejenigen, welche sie

aufgenommen hatten und so liebevoll behandelten, wiederum rücksichtsvoll genug, ihre Thränen und Seufzer zu verbergen und der immer mehr nach einem Ausbruch drängenden Verzweiflung ihres Herzens zu gebieten; aber vor Don Vendramini blieb das nicht verborgen, denn er war ja allsehend. Ganz in der Stille legte er dann seinen weißseidenen Mantel um und verließ das Haus, um von Neuem zu versuchen, was er schon so oft unternommen und was ihm schon so oft mißlungen war, nämlich über seinen Nachbar Kunde einzuziehen. Er stand mit mehreren Pregadi, d. h. Nobili, die im Senate saßen, also seinen Standesgenossen, auf freundschaftlichem Fuße, aber in der Angelegenheit Meister Nicolo's war noch nichts an den Senat gelangt, obwohl der Befehl zur Verhaftung von demselben ausgegangen war; die Sache müßte denn zu dem Tribunale der Zehn gehören, und dann sei sehr wenig Hoffnung, überhaupt etwas zu erfahren. In allen Criminalsachen bewahrten diese — wie Don Vendramini wohl wußte, das

größte Geheimniß, wenn auch die Gerechtigkeit — o ja — das leitende Princip des berühmten Rathes der Zehn sei. Das war der Bescheid, den Nicolo's Nachbar bei allen seinen Standesgenossen erhalten hatte, und Weiteres zu erfahren, war ihm nicht gelungen. Es blieb also nichts übrig, als in Geduld zu warten, bis Paula's Vater eines Tages plötzlich wiederkehren würde; denn das war eine alltägliche Erscheinung in Venedig, daß die Menschen verschwanden und wieder erschienen, wie durch die Versenkungen der Bühne.

In keiner Monarchie hat jemals eine solche Willkür der Criminal-Justiz geherrscht, als in diesen Republiken, ob italienischen oder deutschen, das war ganz einerlei; gespießt, gefoltert und ertränkt wurde, daß der Henker ein reicher Mann ward.

Es handelte sich hier also um eine Geduld, die auf eine harte Probe gestellt werden konnte. Vielleicht wird der glückliche Fall, seine Rückkehr, auch nicht eintreten, vielleicht liegt er schon an

der berühmten Stelle im Canal, wohin keine Gondel sich wagen durfte — wer weiß? Gerechtigkeit ist das leitende Princip im Rathe der Zehn, und wer daran zweifelt, kann dem heimlich Executirten im Canal Gesellschaft leisten. Das waren so die Gedanken Don Vendramini's, seine ganz heimlichen Gedanken; denn offenbare waren in der Republik nicht erlaubt.

Und Paula und ihre Liebe? Nichts ist für die Förderung und Entwickelung der Liebe im Herzen eines Mädchens von größerem und entscheidenderem Einflusse, als ein Ereigniß wie das gegenwärtige. Aus der Verlassenheit und Hülflosigkeit geht der Drang der Empfindung unwillkürlich nach dem hinüber, bei welchem Hülfe, Sicherheit und Stärke ist, und aus dem bangen Gefühle der Angst und Unruhe sieht und ersehnt sich das bewegte Herz in seiner starken und sanften Umschlingung Ruhe, Frieden und Glück. Damit ist der innere Zustand Paula's gezeichnet. Vielleicht wäre, wenn wir keine Regung ihrer Seele

verhüllen und wahr sein und dem Gesetze der Natur folgen wollen, vielleicht wäre ihre Unruhe um den Vater nicht so groß gewesen, hätte sich nicht die um den Geliebten dreingemischt. Einen Tag vor der Abführung ihres Vaters war er noch bei ihnen gewesen, und seitdem hatte er kein Lebenszeichen mehr gegeben. Raum und Zeit sind nicht nur für den Philosophen, sondern auch für ein liebend Herz das Unendliche, Unbegrenzte, vor dem das angstvoll pochende Herz mit seiner Frage, seiner Beklemmung und Furcht steht.

Steht das Ausbleiben des Grafen mit dem traurigen Familienereignisse im Zusammenhange, und welcher Zusammenhang kann das sein? Oder, ist ihm etwas zugestoßen, liegt er krank? oder — Folgendes ist unsere Frage; denn einem Herzen, das zum erstenmale und mit so voller ausgiebiger Kraft, so rein, unbefangen sich einer Liebe hingiebt, wie das Paula's, liegt ein derartiger Gedanke so gänzlich fern — oder sollte bei ihm die Liebe, die kaum erwacht war, schon wieder er-

loschen und ihm die Geliebte nur das Spielwerk einiger müßiger Augenblicke gewesen sein?

Nein, denn da drüben steht er an der Thür ihres Hauses, Paula saß am Fenster in Donna Giustina's Gemache und sah ihn, sprang auf und wollte ihn rufen und vermochte keinen Laut über ihre Lippen zu bringen; in der plötzlichen, unaussprechlichen Angst, daß er nur eine Erscheinung des Augenblicks sein und in der nächsten Secunde einer lichten, überirdischen und augenblicklichen Erscheinung gleich wieder verschwunden sein möchte. Was sie gethan, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, wußte sie nicht mehr, und noch weniger können wir es unsern Lesern melden, solche Momente sind die Momente der Inspiration, die man abschwächt, wenn man sie wiederzugeben versucht. Das Kürzeste ist, das Factum zu melden, daß der Kurprinz plötzlich in Donna Giustina's Gemach stand, zum höchsten Schreck und Staunen derselben; sie stieß einen leisen Schrei aus; denn sie war gerade bei dem Capitel der Geschichte

ihrer Vaterstadt, wie der Doge Orseolo die slavischen Seeräuber züchtigt, und glaubte in ihrer lebhaften Einbildungskraft nun wirklich einen vor sich zu haben.

Als sie sich jedoch erholt hatte, sah sie einen jungen unbekannten Mann vor sich, welcher — das sagte ihr der erste, flüchtige Anblick — sehr hübsch und von sehr distinguirter Haltung war. Damit soll kein Mißtrauen an Giustina's jungfräulichen und ehrbaren Grundsätzen laut werden; diese Erkenntniß und Würdigung des Aeußeren lag in dem Namen Vendramini.

Der Kurprinz stellte sich als Graf Werdenfels vor, entschuldigte sich wegen seines unbefugten und unberechtigten Eintretens, und als er zuletzt seine Freude über die Bekanntschaft der edlen Donna einer so berühmten Familie der Lagunenstadt aussprach, da hatte er bereits gewonnenes Spiel. Als das Motiv seines Eintretens bezeichnete er seine lebhafte Sehnsucht, das weltberühmte Studio Don Vendramini's zu sehen, von

welchem er bereits durch seinen Landsmann so viel gehört habe; aber Donna Giustina mußte bedauern, daß ihr Bruder gegenwärtig abwesend war.

Von dem Vorfalle, Meister Nicolo betreffend, wußte der Kurprinz noch nichts; in seinem empfänglichen Herzen lag es begründet, daß er die Erzählung Donna Giustina's — denn Paula wäre eine solche in der doppelten Erregung ihres Innern unmöglich gewesen — mit wahrhafter und tiefgefühlter Theilnahme anhörte. Dabei äußerte er, wie wohl er sich jetzt erklären könne, daß er während dieser Zeit zweimal den Klopfer am Hause seines Landsmannes gerührt habe, ohne daß ihm geöffnet worden sei. Voll inneren Glückes mußte sich Paula bei dieser Erklärung sagen, daß es dieselbe Zeit gewesen war, wo sie das einemal mit ihrer Duenna in der Kirche von St. Marcus gewesen war — denn nur diese, die Kathedrale von Venedig, war würdig, der Gebetort der stolzen Venetianerin zu sein — das zweitemal, wo sie ihrem Lehrer und dem Freunde ihres Vaters die

Nachricht von dem traurigen Ereignisse nach Murano hinübergebracht habe.

Schließlich bemerkte der Kurprinz, daß, wenn es in seiner Macht stünde, für seinen lieben Landsmann etwas bei der Signoria zu thun, das mit allem Nachdrucke geschehen solle; eine Versicherung, die von Donna Giustina mit einigem Erstaunen aufgenommen wurde; denn wie konnte sich ein einfacher deutscher Graf berühmen, bei der Signoria, die regierenden Häuptern zu trotzen pflegte, etwas durchsetzen zu können! Die Folge einer darauf hinzielenden Bemerkung war, daß der Kurprinz in seinen Gedanken die Nothwendigkeit einsah, wegen seines Incognitos vorsichtiger zu sein. Einen großen Fortschritt in der Gunst der älteren Dame machte der junge Mann dadurch, daß er für die Einrichtung in ihrem Zimmer Sinn und Verständniß zeigte. Das war bei ihm keine Absicht, denn dazu war er zu jung und unbekümmert, sondern ursprüngliches Interesse, das in seinem Blute lag, und für Donna Giustina war es ein

Hochgenuß, Jemanden zu haben, vor dem sie die lange verschlossenen Schleußen ihres Innern aufthun konnte. Sie hatte Paula wirklich lieb, aber zu ihrem hohen Standpunkte konnte sich das Mädchen doch nicht aufschwingen, es war sonach in Giustina's Innerm eine leere Stelle geblieben, die der Kurprinz auszufüllen jetzt ausersehen war. Karl Albrecht hielt ihren Erzählungen von Venedigs und ihrer Familie Größe tapfer Stand und wurde dabei von der harmlosen Einfalt und rührenden Pietät, die aus jedem Specialitäten-Menschen ausströmt, für Giustina eingenommen. Der Patriotismus derselben hatte noch etwas Unmittelbares in ausgesprochener Liebe und unverhülltem Hasse; sie kannte auch jeden Stein ihrer Vaterstadt, unter welchen derjenige in der Marcuskirche, auf welchem der Papst Alexander III. angeblich Friedrich Barbarossa auf den Nacken getreten haben soll, nicht die letzte Stelle einnahm. Hier entspann sich eine Art Debatte, der Kurprinz lächelte ungläubig zu dieser Erzählung und erklärte sie für

eine Erdichtung, die Tochter Venedigs dagegen suchte mit allem Eifer den Nimbus dieser Reliquie ihrer Vaterstadt zu erhalten.

„Lassen wir den Streit", sagte zuletzt Karl Albrecht, „aber Eines sage ich Euch, Signora, wenn ich Kaiser würde, mir würde kein Papst den Fuß auf den Hals setzen."

So verging eine Stunde nach der andern; so frei wie jetzt hatte sich der Kurprinz Paula gegenüber noch nicht gefühlt und so liebenswerth war er wiederum ihr noch nicht erschienen; sie hatte während dieser Zeit wenig oder gar nichts gesprochen, die Hände in dem Schoß gefaltet, war sie dagesessen, unverwendet den Blick auf ihn richtend und instinctartig fühlend, daß, wenn auch von ganz anderen Dingen die Rede, doch sie der verdeckte Inhalt und Gedanke aller dieser Gespräche war, und als er sich zum Aufbruche erhob und Donna Giustina einen Augenblick den Rücken gekehrt hatte, da fühlte sie plötzlich den heißen Hauch zweier Lippen auf den ihrigen, und als er ging,

war es ihr, als ginge die Sonne aus dem Tage und der Abend wäre hereingebrochen.

Wenn schon die Begegnung mit dem Geliebten für Paula allein hinreichend war, diesen Tag zu einem Glückstag zu stempeln, so sollte er es vollends werden durch die Nachrichten, welche ihr über ihren Vater zukamen. Es mochte wohl eine Stunde nach dem Weggehen des Kurprinzen vergangen sein, als Don Andrea in die Stube trat; der pfeifende Ton, den er von sich gab, kündigte an, daß er entweder in sehr schlechter oder in sehr guter Laune war. Diesmal war es, nach dem Commentar seines Gesichtsausdruckes, das Letztere. Er schien sich um die anwesenden Frauen gar nicht zu bekümmern, sondern ging, die Hände in die Taschen steckend, in Gedanken die Stube auf und nieder.

„Hm, hm", sprach er für sich hin, doch so laut, daß es Paula und seiner Schwester nicht entgehen konnte.

„Nein, nein, wir haben kein Holz zum Scheiter-

haufen; Venedig hat für dieses kostbare Material von jeher bessere Verwendung gehabt und seine Galeassen, Brigantinen und Tartanen daraus gebaut. Geht nach Hispanien und haltet dort Ernte, der Ketzerrauch schwärzt unsern schönen Marmor und giebt keinen feinen Geruch."

Dann blieb er plötzlich vor Paula stehen, sah ihr bedeutsam und voll Mitgefühl ins Gesicht und sagte dann:

„Kind, wollt Ihr wissen, wo Euer Vater ist? Wißt Ihr den Marcusplatz — kennt Ihr den Rio di Palazzo und die Seite des Dogenpalastes, die erbarmungslos wie der Stein nach dieser Seite schaut? — dort ist Euer Vater in der Gewalt der heiligen Inquisition."

Paula stieß einen lauten Schrei aus; denn jede Venetianerin kannte diese dunkle, geheimnißvolle und schreckliche Gegend. Die Seufzerbrücke, die über den Rio di Palazzo sich wölbt und dazu dient, die Gefangenen von den Staatsgefängnissen nach den Tribunalen des Dogenpalastes zum Gehör

zu führen, war das Schreckniß, mit welchem selbst die Ammen die Kinder in Ruhe und Gehorsam zu halten suchten, und man schlug im Vorübergehen davor wie vor einer Richtstätte das Kreuz. Diesmal jedoch mußte es nicht so gefährlich sein, denn Don Andrea schlug bei dem Ausrufe des Mädchens nur eine Lache auf; dann aber fühlend, daß das Herz der Tochter dadurch verletzt werden müsse, sagte er mit sanftem und ruhigem Tone:

„Habt keine Sorge, Kind — Ihr werdet hoffentlich Euren Vater bald wiedersehen. Das Gericht der heiligen Inquisition — versteht Ihr wohl — das hat in Rom und Toledo einen ganz andern Accent als hier in unserer Stadt. Wir sind freie Leute, das heißt", fügte er langsamer hinzu, „dem Papste gegenüber, und nicht sonderlich gewillt, ihm einen Gefallen zu erweisen. Je näher an Rom, desto kälter mit Rom — erst Venetianer, dann Christen — das ist die Politik, die sich bei der Republik stets bewährt hat.

Ich sage Euch, Paula, die heilige Inquisition wird Eurem Vater kein Haar versengen."

Diese Rede sprach Don Vendramini mit dem vollen Ausdruck inneren Vergnügens, und so unschön sein Aeußeres war, so frappant war die Umwandlung desselben durch einen lichten Strahl der Schönheit, welcher sich in dieser Theilnahme und Fürsorge des Herzens über ihn ausgoß.

Darauf erzählte er, wie er zu seinen Nachrichten gekommen war.

Er hatte, in der Hoffnung, endlich doch einmal eine sichere Kundschaft einzuziehen, an der Riesentreppe des Dogenpalastes, an einer der vom Volke Giganti genannten großen Statuen von Sansovino: Mars und Neptun vorstellend, gestanden, als er einen Jugendbekannten, der ihm lange aus den Augen entschwunden war, die große Treppe des Palastes herabkommen gesehen hatte.

„Schwester Giustina, wen glaubst Du wohl? Einen, der im goldenen Buche Venedigs steht wie

wir, und dem von der Republik das Amt eines Gefängnißhauptmanns zu Theil geworden ist — Don Vittore Tiepolo, der Dich einmal heirathen wollte und das Wagestück auch ausgeführt hätte, wenn nicht sein alter Onkel ihm den Streich gespielt und eine junge, hübsche Cittadina geehelicht hätte, wodurch der arme Vittore schmählich um die Erbschaft kam. Denn nun blüht der Stamm der Tiepoli, daß es eine Art hat."

Giustina stieß einen tiefen Seufzer aus. In diesen kurzen Andeutungen lag ihre Herzensgeschichte; aber ihr Seufzer galt nicht dieser Erinnerung, sondern der Thatsache, daß Einer, dessen Vorfahren bei Lepanto gefochten und zu den rühmlichsten Geschlechtern der Republik gezählt hatten, nun soweit herabgestiegen und Gefängnißhauptmann geworden war!

Der Bruder jedoch hatte diese nicht sehr tröstliche Thatsache zu seinen Gunsten auszubeuten gewußt: Beide hatten einen Gang auf dem Broglio gemacht, einer Gallerie des Dogenpalastes, die

nach dem Platze zu durch weiße Marmorsteine abgegrenzt war, und in welcher nur Nobili lustwandeln durften, und hier war es denn, wo der neue Gefängnißhauptmann sein Herz ausgeschüttet hatte. Er hatte die Bedienstung nur darum angenommen, weil er sich von seinem Amte goldene Berge versprochen hatte, und war nun zu der Erkenntniß gekommen, daß er sich getäuscht. „Die Republik", klagte er, „ist zu milde, zu human und zu schwach, und wird nicht eher wieder zu Ansehen gelangen, als bis jeden Tag wenigstens zehn bis zwanzig Mann in Haft genommen werden", was natürlich sein Vortheil gewesen wäre, indem ihm der Unterhalt und die Beköstigung der Gefangenen oblag. „Aber so", hatte er sein Klagelied beendet, „so ist der letzte vor zehn Tagen gekommen, ein Bildschnitzer Nicolo, am Ponte del Paradiso wohnhaft, und der bietet auch keine erfreuliche Aussicht auf lange Haft; denn man hatte sich seiner auf eine Anklage der heiligen Inquisition hin bemächtigt, und diese läßt der Rath

der Pregadi, vor den alle Anklagen der heiligen Inquisition vorher gebracht werden müssen, Alle laufen."

„Don Vittore Tiepolo, Freund meiner Jugend und Mitglied einer Familie, so groß und vornehm, als die meinige ist", hatte Vendramini darauf erwiedert, „wollt Ihr mir einen Gefallen thun? Ich kenne Meister Nicolo, er ist mein Nachbar und ein Mann, der volle Achtung verdient. Ich kann mir denken, welche Kost die Gefangenen erhalten, und ich möchte mich dem Manne freundlich erweisen. Dürfte ich ihm nicht wohl zur Labung eine Fleischpastete und eine Flasche Cyper zukommen lassen?"

Tiepolo hatte auf diese Bitte erklärt, daß er Alles, was nicht von Stahl und Eisen sei, den Gefangenen dürfe zukommen lassen. „Und so", schloß Don Andrea höchst vergnügt seine Erzählung, „lief ich in das Kloster, wo der beste Cyperwein zu finden, und darauf zum Pastetenbäcker, und brachte das Versprochene selbst in die Woh-

nung meines Freundes Vittore, der mir geschworen hat, die Sachen dem Gefangenen so gewiß überliefern zu wollen, als er selbst seit lange keine Pastete und keinen Cyper mehr genossen. Das Amt bringt es nicht mehr mit sich; die Republik werde human und schwach und werde darum bald untergehen."

Folgen wir dem Gefängnißhauptmann und sehen wir, wie er seinen Auftrag erfüllt.

Die Gefängnisse der Republik! Finsterer, Entsetzen erregender Gedanke! In den Pozzi, den unterirdischen Kerkern, welche von der Todeswelle der Lagune bespült wurden, und in welche diese ihren ekelhaften Auswurf, ihre pestilenzialische Ausdünstung und ihre scheußlichen lebenden Geschöpfe sendete, da wohnte der Schrecken, und oben unter den Piombi, den Bleidächern, wo die italienische Sonne brannte und das Gehirn der Gefangenen im Schädel kochte, da wohnte die Qual.

War Meister Nicolo in einer dieser beiden Regionen untergebracht?

Es mußte doch nicht so sein, denn Don Tiepolo schloß, von einem Gefängnißwärter begleitet, zuerst den großen Saal der Inquisitoren auf, ging durch einen langen Gang und dann wieder in ein Zimmer, das für den Secretair der Inquisition bestimmt war, sodann über mehrere Treppen durch eine lange und weiter durch eine verschlossene Gallerie, endlich auf einen schmutzigen Dachgang, der durch ein oben angebrachtes Fenster sein Licht erhielt.

Geht der Weg des Gefängnißhauptmannes noch eine Treppe höher, unter die Bleidächer, wo vielleicht der Meister Nicolo schmachtet? Es scheint fast so; denn im Hintergrunde des Ganges werden die dunklen Stufen einer schmalen Treppe sichtbar. Armer Meister! Doch nein, hart an dieser Treppe hält der Gefängnißhauptmann vor einer etwa drei und einen halben Fuß hohen eisernen Thür, in welcher sich eine Oeffnung befindet; still! die Schlüssel klirren, die Riegel fallen, es wird heller auf dem Gange, nicht von dem Scheine der

Laternen, sondern von dem Tageslichte, welches aus der geöffneten Thür in den Gang fällt. Licht ist Trost!

Don Vittore Tiepolo tritt in die Zelle; sie ist kaum sechs Fuß hoch, schmal, eng, aber nicht angsterregend. Ein Lager von Holz mit einer Decke, gemauerte Tische und Sitze, ein Wasserkrug sind die einzigen Gegenstände, und von oben durch das vergitterte Fenster schaut nur spärlich ein Stückchen Himmel und Hoffnung. Das neue aufgehende Licht des Jahrhunderts, das auch dem Gefangenen ein Recht auf Licht, Luft und Bewegung zugestehen mußte, hatte diese Räume noch nicht erreicht.

Meister Nicolo saß in der Tracht, in welcher er sein Haus verlassen hatte, am Tische und zeichnete, eine Gunst, welche er dem Wohlwollen des Gefängnißhauptmanns zu verdanken hatte. Verwundert, zu so ungewohnter Zeit Besuch im Gefängnisse zu erhalten, und in freudig aufblitzender Hoffnung, seiner Haft entlassen zu

werden, wendete er sich nach dem Eintretenden um; der Gefängnißwärter setzte Flasche und Schüssel auf den Tisch und der Hauptmann ließ sich vernehmen:

„Diese Flasche und Pastete sendet Euch mein und Euer Freund, Don Andrea Vendramini, er läßt Euch grüßen, und ich wünsche, daß es Euch wohl schmecken möge.“

Mit dieser etwas lakonischen Rede und einem lüsternen Blicke auf das Gebrachte glaubte Don Tiepolo sein Versprechen auf das allervortrefflichste erfüllt zu haben, und eine Minute später sah sich der Meister wieder allein. War seine jäh aufsteigende Hoffnung auch nicht erfüllt worden und hatte auf seinem Gesichte das flüchtige Roth derselben jetzt der Blässe des Gefängnisses wieder Platz gemacht, so war der Meister von diesem Liebeszeichen seines Nachbars dennoch mit jener Freude erfüllt, die Eins ist mit der tiefsten Rührung. Diese materiellen Gegenstände waren ihm ein geistiger Zusammenhang mit der Außenwelt,

ein Beweis, daß man an ihn denke, für ihn sorge und wünsche; und welcher Mensch, der, wie er, früher an gute Nahrung gewöhnt war und seit zehn Tagen die kärgliche Gefangenkost genießt, vermöchte dem einladenden Reize zu widerstehen, den solche außergewöhnliche Leckerbissen ausüben, namentlich wenn sich daran der Gedanke an irgend eine geistige Gemeinschaft knüpft; nein, Niemand und selbst der größte Ascet und der fanatischeste Anachoret, die ihren Geschmacks- und Geruchssinn an Wurzeln und Kräutern mißbrauchen, um wieviel mehr Meister Nicolo nicht, der doch ein Mensch mit frischen, gesunden und normalen Sinnen war. Er trank von dem Weine und aß von der Speise, und beides schmeckte ihm vortrefflich. Als er tiefer in das Gebäude der Pastete eindrang und verschiedene Gänge grub, da gewahrte er etwas Weißes. Eine so große Verschwendung von weißen Fettschnitten als Zusätze zu dem Fleische pflegten die Pastetenbäcker in Venedig nicht zu treiben, daß er auf eine solche Ver-

muthung hätte kommen können. Ohne lange zu zögern, zog er das Weiße heraus, und vor Freude hätte er fast laut aufgeschrieen, als er ein Stückchen zusammengefaltetes Papier in der Hand hielt. Ein Papier, das in einer Pastete verborgen ist, muß natürlich beschrieben sein, und so las er auf dem gefundenen:

„Wir sind Venetianer und keine Papisten, die Republik läßt Juden und Griechen und Lutherische friedlich neben einander wohnen, wenn sie nur zahlen, was sie sollen, und giebt für den Luxus der heiligen Inquisition nicht gerne klingende Münze. Seid wegen Eures Schicksals darum nicht in Sorge; in Venedig würde kein altes Weib das Holz zum Scheiterhaufen herbeitragen, geschweige denn ein Mann, und die Schürhaken zu den Scheiterhaufen sind im Trouble der Weltgeschichte verloren gegangen. Euer Täublein ist gesund und wenn Ihr nicht ihr Vater wäret, so würde sie jetzt auch fröhlich und guter Dinge sein.“

Dieser Zettel, in der eigenthümlichen Weise des Antiquitäten-Händlers geschrieben, gab dem Gefangenen vielen Stoff zum Nachdenken. Was sollten diese Anspielungen und diese Auslassungen bedeuten? Er war wohl an die seltsame und oft dunkle Ausdrucksweise seines Nachbars gewöhnt, aber das wußte er, daß sie des Inhalts nie entbehrte. Bezog sich das Alles auf ihn und seine Anklage, und welche war diese? So hatte er sich während seiner Gefangenschaft schon tausendmal gefragt, so fragte er sich auch jetzt und um so erregter und heftiger, je mehr seine Sehnsucht nach seinem Kinde und nach Freiheit angefacht worden war.

Nicht lange mehr sollte er auf Aufschluß warten. Die Nacht verging ihm unter Gedanken und Träumen, die um die Sendung Don Andrea's schwebten, wogten und irrten. Am Nachmittage des anderen Tages öffnete sich die Gefängnißzelle, Don Vittore Tiepolo erschien abermals, aber nicht, um ihm etwa eine Wiederholung der gestrigen Sendung zu bringen, sondern, wie er in seiner kurzen Weise

erklärte, diesmal, um den Gefangenen zum Verhör zu bringen. Voran schritt der Gefängnißhauptmann, dann kam Meister Nicolo und den Beschluß machte der Gefängnißwärter. Alle drei waren noch in dem langen Corridor, als ihnen entgegen zwei andere Gefangenwärter kamen, in deren Mitte eine weibliche Person ging, die augenscheinlich eben nach einer der Zellen gebracht wurde. Wir kennen die Dame an ihrer bunten Kleidung; es ist Madame Madeleine, und vielleicht harrt ihrer eine schwerere Strafe als Meister Nicolo's; denn die Signoria war der Zusammenkünfte mehrerer Nobili mit den Herren der französischen Gesandtschaft, die in ihrer Wohnung stattgefunden, auf die Spur gekommen, und das war eine Angelegenheit, über welche der Rath der Zehn zu richten berufen war. Schade, daß der Vater die Person nicht kannte, die sein Kind verrathen hatte, er hätte mit einem Blicke nach oben sich sagen müssen: Himmel, du übst Gerechtigkeit! So ging es über die Seufzerbrücke, nach dem Dogenpalast,

der Palast, Kunstkammer, Repräsentantenhaus, Kerker und Folterkammer — Alles in Einem war.

Jeder Stein, aus dem sich diese stolze Halle, nun schon ein Mausoleum vergangener Größe und Herrlichkeit, aufbaute, hatte seine Geschichte und seine Erinnerung, und unter jedem der Schritte, die unheimlich in der hohen Wölbung und in den Gallerien des Palastes wiederhallten, schien ein Memento derselben aufzuächzen. Die Marmorfliesen bekamen Sprache, die Steinfiguren und Gesichter, die von den Säulen und Gesimsen in goldener Kälte oder in marmorner Blässe herniederschauten, bekamen Leben, Ausdruck und Stimmen, und diese schienen sich in dem Chorus zu vereinen: Da geht schon wieder Einer ins Gericht! Ob er wohl wiederkehren wird! O ja, sie werden ihn wiederbringen, aber vielleicht ist dieser Gang sein Todesgang und diese prächtige Halle sein letzter Anblick und Eindruck von Glanz und Schönheit und Reiz des Lebens. Schöne, gleißnerische, grausame Täuschung! Wo an diesen

Mauern eine Blutschuld klebt — und wo wäre die Stelle, wo dies nicht der Fall — da hat man sie mit Farbe oder Marmor übertüncht, und die Kunst hat ihre heilige Hand leihen müssen, um die Schrecken zu tilgen; aber Schuld ist nicht todt zu machen — und Blutstropfen sind nicht zu tilgen, und jede Darstellung dieser gemalten Heiligen und Engel und dieser Symbolbilder staatsmännischer Tugenden und weltbewegender Ereignisse, versinnlicht in Farbe oder Marmor, trägt sein Blut- und Seufzermal, wenn auch nur dem sichtbar, der den schweren Gang in Venedigs Gericht geht.

Wir geben damit den Eindruck wieder, den die imposanten, von düsterer Pracht strotzenden Oertlichkeiten des Dogenpalastes während dieses Ganges auf Meister Nicolo machten. So frei er sich noch vor einer Viertelstunde in seinem Gewissen gefühlt hatte, so schwer wurde es ihm jetzt ums Herz. Es war ihm von dem Augenblick, als er diese Räume betreten hatte, zu Muthe, als müßte er

schuldig sein — als wäre er verloren, trotz seines guten Gewissens. Es ging durch Corridore, über Gallerien und Treppen, durch Säle, und überall derselbe prächtige, finstere, gespenstische Eindruck. Jetzt öffnete der Gefängnißhauptmann eine schwere, mit plumpen Holzschnitzereien versehene Thür. Der Gefangene sah sich in einem saalähnlichen Gemache. Von oben herab hing eine schwere Decke aus dem gedunkelten Holze, mit Gold und Farben schwer verziert. Dunkelrother Sammt bedeckte die Wände, schwarzer Sammt den Tisch und die hohen Lehnstühle, und auf diesen schwarzen Sammtstühlen saßen wieder rothe Menschen, und auf diese warfen die in das hohe Fenster eingesetzten Glasbilder grelle, unheimliche Lichter. Schwarz und Roth, Tod und Blut hieß der Gedanke, der durch dieses Gemach ging und der jedes freie Aufathmen, jeden hoffnungsvollen Ausblick der Menschenseele sogleich zu ersticken drohte. Meister Nicolo befand sich im Saale der peinlichen Quaranta.

Auf einer Erhöhung hinter dem mit schwarzem

Sammt behangenen Tische saßen sechs Männer, drei in der Senatorentracht der Republik, langen Talaren von Scharlachtuch, die übrigen drei trugen das geistliche Kleid; doch stuften sie sich in ihren Sitzen und in ihrem Range ab. Den höchsten Platz hatte ein ziemlich bejahrter Mann inne, mit kleinem runden Kopfe, mit gelber Gesichtsfarbe, stark gebogener Nase, durchdringenden schwarzen Augen und jener vornehmen Ruhe in der Haltung, die entweder ein hoher Rang oder eine feste Ueberzeugung eingeben. Roth war sein Talar, roth sein Mantel, roth das Käppchen, welches den Hinterkopf bedeckte, und auf seiner Brust glänzte ein großes goldenes Kreuz. Dieser Mann war Cardinal der römischen Kirche und Nuntius des Papstes bei der Signoria von Venedig. Der ihm zur rechten Seite nur um eine Stufe tiefer Sitzende war eine hohe, ernste, schmächtige Greisengestalt mit bleichen, fast durchsichtigen Zügen und Augen voll Klarheit und Milde; er trug einen violetten Talar mit einer Mozetta, einem Kragen

gleicher Farbe, violette Strümpfe und auf der Brust ebenfalls ein goldenes Kreuz; es war der Erzbischof und Patriarch von Venedig. Außerdem war noch ein Priester gegenwärtig, in weißer, langer Kutte, weißem Scapulier und einem schwarzen Mantel darüber, ein Mönch des Ordens, dem die Ausrottung der Ketzer oblag, und dessen Schuld es wahrlich nicht war, wenn die Welt die Bücher liest, welche der römische Index als verbotene bezeichnet. Er hatte das Seinige redlich gethan, wir meinen: den Dominicaner-Orden.

Wenn man von einem grauen Gesichte reden kann, aus welchem düstere, unheimlich grollende Augen schauen, dieser Mann hatte ein solches. Es war der Pater Inquisitor. Die übrigen drei zum Gerichte der heiligen Inquisition Versammelten waren weltliche Beisitzer, sogenannte Savj, und aus den Mitgliedern des Senates gewählt.

Cardinäle, Erzbischöfe, Mönche und Senatoren im prunkenden Kleide ihrer Würden — wie viel

4*

Pomp und Ostentation, um über einen einzigen Menschen abzuurtheilen!

Das Amt eines Inquisitors hatte nach einem alten, dem Dominicaner-Orden zugetheilten Rechte, welches sie sich durch die Bekämpfung der Albigenser verdient hatten, der oben bezeichnete Pater inne.

Mit trockener, klangloser Stimme begann er:

„Angeklagter, Ihr steht hier vor dem Gerichte der heiligen Inquisition und habt mir auf meine Fragen Rede und Antwort zu geben.“

Dann befragte er Meister Nicolo, um der vorgeschriebenen Form zu genügen, über Namen, Stand, Alter, und auf die Frage nach dem Bekenntnisse, antwortete der Angeklagte, daß er als Bürger von Venedig zwar noch als Katholik verzeichnet stehe, daß er sich jedoch längst schon innerlich von dem Bekenntnisse losgesagt habe; eine Erklärung, die allerdings nicht dazu angethan war, seine geistlichen Richter günstig für ihn zu stimmen.

„Wißt Ihr auch, Meister Nicolo, wessen Ihr angeklagt seid?“ fuhr der Pater fragend fort.

„Nein, ich weiß es nicht“, antwortete der Bildschnitzer mit lauter, fester Stimme. Das leise Wohlwollen, welches aus den Mienen der Senatoren und selbst jetzt des Patriarchen auf ihn niederblickte, hatte ihm den Muth seiner Gewissensfreiheit wiedergegeben.

„Nun wohl“, fuhr der Inquisitor fort, „Ihr seid der offenbaren Ketzerei angeklagt, die Ihr dadurch begangen habt, daß Ihr Andere zum Abfall von der reinen Lehre der heiligen römisch-katholischen Kirche zu verleiten gesucht habt. Seid Ihr dessen geständig?“

„Ich kann keines Dinges mit Worten geständig sein“, war des Meisters Rede, „von dem ich es mir nicht in Gedanken bin.“

„Nun wohl“, rief mit erhobener Stimme der Inquisitor, „so will ich es Euch sagen; der Pfarrer der Parochie von Santa Maria Nuova, im Canareggio, wo Ihr und Eure Gesellen wohnen, hat auf seinem Rundgange durch die Häuser seiner ihm zur geistlichen Pflege Befohlenen Bibeln ge-

[illegible]. Bibeln in der Sprache unseres Landes, und von dieser höchst schmerzlichen Entdeckung [illegible], wie es ihm nach apostolischem Befehle und [illegible] Gewissen zustand, Seiner Eminenz, dem uns vom heiligen Vater in Rom gesendeten Hirten und Wächter unseres heiligen Glaubens, Anzeige gemacht" — hier sprach der Inquisitor gegen den Kardinal gewendet, der starr und unbeweglich auf seinem Sitze thronte und dessen dunkle Augen [illegible] Blicke von Zeit zu Zeit auf den Angeklagten herüberschossen.

[illegible] wenn auch stille und vorsichtige Nachforschungen [illegible] ergeben, daß diese Bibeln den Leuten, bei welchen man sie gefunden, aus [illegible] Hand zugekommen sind, die Spur führt [illegible] auf die Leute, welche bei [illegible] in Arbeit sind und zuletzt auf Euch: denn [illegible] der Mutter eines Eurer Gesellen [illegible] die Bücher eingehändigt und sie [illegible] werden [illegible] in denselben zu [illegible] und zu [illegible], und zum Beweis der Wahr=

heit hat man in Eurem Hause noch eine ganze Kiste voll dieser gefährlichen Bücher entdeckt. Was habt Ihr darauf zu erwiedern?"

Eine kurze Pause entstand; der Gefragte schien sich eine Antwort zu überlegen; dann sprach er schlicht und bescheiden:

„Ehe ich eine Antwort auf die Frage gebe, möchte ich ganz in aller Demuth Euch, hochwürdiger Herr, um eine Erklärung bitten, worin denn eigentlich die Gefährlichkeit des heiligen Bibelbuches besteht?"

Mit einer raschen Bewegung hatte sich der Nuntius erhoben und Meister Nicolo einen Blick höchster Entrüstung zugeschleudert. In ein paar einfachen Worten und in der fragenden Form hatte die Geisteseinfalt des geringen Mannes ein Fundamental-Princip der römischen Kirche angegriffen. Darum diese energische, protestirende Bewegung des Cardinal-Priesters, der nur durch eine mahnende, fast bittende Miene des Patriarchen veranlaßt wurde, in seine Stellung, die über

funden, Bibeln in der Sprache unseres Landes, und von dieser höchst schmerzlichen Entdeckung allsogleich, wie es ihm nach apostolischem Befehle und eigenem Gewissen zustand, Seiner Eminenz, dem uns vom Heiligen Vater in Rom gesendeten Boten und Wächter unseres heiligen Glaubens, Anzeige gemacht“ — hier sprach der Inquisitor gegen den Nuntius gewendet, der starr und unbeweglich auf seinem Sitze thronte und dessen dunkle Augen pfeilschnelle Blicke von Zeit zu Zeit nach dem Angeklagten hinüberschossen.

„Auf eifrige, wenn auch stille und vorsichtige Nachforschungen hat sich ergeben, daß diese Bibeln den Leuten, bei welchen man sie gefunden, aus zweiter oder dritter Hand zugekommen sind, die Spur führte endlich auf die Leute, welche bei Euch in Arbeit sind und zuletzt auf Euch; denn von Euch, sagte die Mutter eines Eurer Gesellen aus, seien ihnen die Bücher eingehändigt und sie ermuthigt worden, recht fleißig in denselben zu lesen und zu forschen, und zum Beweis der Wahr-

heit hat man in Eurem Hause noch eine ganze Kiste voll dieser gefährlichen Bücher entdeckt. Was habt Ihr darauf zu erwiedern?"

Eine kurze Pause entstand; der Gefragte schien sich eine Antwort zu überlegen; dann sprach er schlicht und bescheiden:

„Ehe ich eine Antwort auf die Frage gebe, möchte ich ganz in aller Demuth Euch, hochwürdiger Herr, um eine Erklärung bitten, worin denn eigentlich die Gefährlichkeit des heiligen Bibelbuches besteht?"

Mit einer raschen Bewegung hatte sich der Nuntius erhoben und Meister Nicolo einen Blick höchster Entrüstung zugeschleudert. In ein paar einfachen Worten und in der fragenden Form hatte die Geisteseinfalt des geringen Mannes ein Fundamental-Princip der römischen Kirche angegriffen. Darum diese energische, protestirende Bewegung des Cardinal-Priesters, der nur durch eine mahnende, fast bittende Miene des Patriarchen veranlaßt wurde, in seine Stellung, die über

funden, Bibeln in der Sprache unseres Landes, und von dieser höchst schmerzlichen Entdeckung allsogleich, wie es ihm nach apostolischem Befehle und eigenem Gewissen zustand, Seiner Eminenz, dem uns vom Heiligen Vater in Rom gesendeten Boten und Wächter unseres heiligen Glaubens, Anzeige gemacht" — hier sprach der Inquisitor gegen den Nuntius gewendet, der starr und unbeweglich auf seinem Sitze thronte und dessen dunkle Augen pfeilschnelle Blicke von Zeit zu Zeit nach dem Angeklagten hinüberschossen.

„Auf eifrige, wenn auch stille und vorsichtige Nachforschungen hat sich ergeben, daß diese Bibeln den Leuten, bei welchen man sie gefunden, aus zweiter oder dritter Hand zugekommen sind, die Spur führte endlich auf die Leute, welche bei Euch in Arbeit sind und zuletzt auf Euch; denn von Euch, sagte die Mutter eines Eurer Gesellen aus, seien ihnen die Bücher eingehändigt und sie ermuthigt worden, recht fleißig in denselben zu lesen und zu forschen, und zum Beweis der Wahr=

heit hat man in Eurem Hause noch eine ganze Kiste voll dieser gefährlichen Bücher entdeckt. Was habt Ihr darauf zu erwiedern?"

Eine kurze Pause entstand; der Gefragte schien sich eine Antwort zu überlegen; dann sprach er schlicht und bescheiden:

„Ehe ich eine Antwort auf die Frage gebe, möchte ich ganz in aller Demuth Euch, hochwürdiger Herr, um eine Erklärung bitten, worin denn eigentlich die Gefährlichkeit des heiligen Bibelbuches besteht?"

Mit einer raschen Bewegung hatte sich der Nuntius erhoben und Meister Nicolo einen Blick höchster Entrüstung zugeschleudert. In ein paar einfachen Worten und in der fragenden Form hatte die Geisteseinfalt des geringen Mannes ein Fundamental-Princip der römischen Kirche angegriffen. Darum diese energische, protestirende Bewegung des Cardinal-Priesters, der nur durch eine mahnende, fast bittende Miene des Patriarchen veranlaßt wurde, in seine Stellung, die über

funden, Bibeln in der Sprache unseres Landes, und von dieser höchst schmerzlichen Entdeckung allsogleich, wie es ihm nach apostolischem Befehle und eigenem Gewissen zustand, Seiner Eminenz, dem uns vom Heiligen Vater in Rom gesendeten Boten und Wächter unseres heiligen Glaubens, Anzeige gemacht" — hier sprach der Inquisitor gegen den Nuntius gewendet, der starr und unbeweglich auf seinem Sitze thronte und dessen dunkle Augen pfeilschnelle Blicke von Zeit zu Zeit nach dem Angeklagten hinüberschossen.

„Auf eifrige, wenn auch stille und vorsichtige Nachforschungen hat sich ergeben, daß diese Bibeln den Leuten, bei welchen man sie gefunden, aus zweiter oder dritter Hand zugekommen sind, die Spur führte endlich auf die Leute, welche bei Euch in Arbeit sind und zuletzt auf Euch; denn von Euch, sagte die Mutter eines Eurer Gesellen aus, seien ihnen die Bücher eingehändigt und sie ermuthigt worden, recht fleißig in denselben zu lesen und zu forschen, und zum Beweis der Wahr-

heit hat man in Eurem Hause noch eine ganze Kiste voll dieser gefährlichen Bücher entdeckt. Was habt Ihr darauf zu erwiedern?“

Eine kurze Pause entstand; der Gefragte schien sich eine Antwort zu überlegen; dann sprach er schlicht und bescheiden:

„Ehe ich eine Antwort auf die Frage gebe, möchte ich ganz in aller Demuth Euch, hochwürdiger Herr, um eine Erklärung bitten, worin denn eigentlich die Gefährlichkeit des heiligen Bibelbuches besteht?“

Mit einer raschen Bewegung hatte sich der Nuntius erhoben und Meister Nicolo einen Blick höchster Entrüstung zugeschleudert. In ein paar einfachen Worten und in der fragenden Form hatte die Geisteseinfalt des geringen Mannes ein Fundamental-Princip der römischen Kirche angegriffen. Darum diese energische, protestirende Bewegung des Cardinal-Priesters, der nur durch eine mahnende, fast bittende Miene des Patriarchen veranlaßt wurde, in seine Stellung, die über

jede Discussion erhaben sein mußte, zurückzukehren.

„Ihr habt da eine Frage aufgeworfen", fuhr der Inquisitor fort, „auf welche ich hier in meiner Stellung nicht einzugehen brauchte, wenn es mir überhaupt nur darum zu thun wäre, Ankläger zu sein und nicht auch, Euch über manchen Irrthum aufzuklären und zur Quelle wahrer Erkenntniß zurückzuführen. Die Bibel ist allerdings die Quelle aller Wahrheiten unserer heiligen Kirche, aber sie ist es nur für den, der sie zu lesen versteht, den durch vielfache Studien zu ihrem vollständigen Verständniß Eingeweihten. Der Laie kann zu einem gründlichen Verständniß derselben nicht vordringen und eine halb verstandene Wahrheit ist gefährlicher, als die gänzliche Verkehrung derselben."

Darauf antwortete Meister Nicolo mit ruhigem, markigem, aus der tiefsten Seele quellenden Tone:

„Warum sagt denn Christus: Ich preise dich, Vater des Himmels und der Erde, daß du Solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast

es den Unmündigen offenbaret? Die wahre Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang, aber ohne die Furcht des Herrn hilft kein Studiren."

Eine tiefe Stille entstand und würde bei längerer Dauer peinlich geworden sein, wenn nicht der Angeklagte in seiner Rede fortgefahren wäre:

„Ich bin ein ruhiger, friedlicher Bürger unserer großen und berühmten Stadt Venedig, und dies ist die erste Anklage, die mich vor Gericht führt. Ich bin nicht reich, aber auch nicht arm, und habe den Ueberschuß des Ertrages meiner Arbeit dazu angewendet, das Buch aller Bücher in die Sprache des Landes übersetzen zu lassen, dem ich jetzt anzugehören so glücklich bin, weil es mich in meiner Seele gedrängt hat, auch Andere der Erkenntniß, der ich durch die Gnade Gottes gewürdigt worden bin, theilhaftig und fähig zu machen, daß sie mit eigenem Sinn und Geist in der Schrift forschen und Gotteswort von Menschenwerk zu sichten verstehen. Da ich weder meinen Glauben, noch eine That um Christi willen verleugnen darf,

so bekenne ich hier auch, daß ich eifrig bemüht war, die Kenntniß der Bibel unter dem hiesigen Volke zu verbreiten, daß jene aufgefundenen Bücher von mir gekommen sind, und wenn dem so ist, wie der Herr Inquisitor gesagt, daß die Bibel das Fundament auch der römischen Kirche ist, und man nur Ein Wort in derselben finden möchte, was meine That verdammt und verurtheilt, so bitte ich, es gegen mich aufzubringen und mich nach Gesetzes Rechten zu richten."

Meister Nicolo hatte diese Rede ohne allen rhetorischen Schmuck in aller Ruhe und Einfalt seines Herzens und Geistes gegeben.

Dem geistlichen Theile der Versammlung konnte die Wirkung der Rede und der Haltung des Angeklagten auf die weltlichen Beisitzer nicht entgehen. Der erste derselben stand auch nach einer kurzen Pause auf und gab folgende Erklärung:

„Vorliegender Fall ist in dem Gesetze der Republik nicht vorgesehen, und da derselbe auch nicht unter die Kategorie derjenigen gehört, welche gegen

die Einrichtung, die Ruhe und das Ansehen des Staates gerichtet sind —"

Der Sprecher konnte seinen Satz nicht vollenden, eine andere, laute, plötzliche und leidenschaftlich erregte Stimme schnitt ihm den Faden ab.

„Und doch", ließ diese sich vernehmen, „doch ist die That dieses Mannes gegen den Staat gerichtet; denn wer die Satzungen der Kirche nicht achtet, der hat dieselbe geringe Meinung von den Gesetzen des Staates. Denn Staat und Kirche sind nach katholischem Begriffe wie Mann und Weib — Ein Leib."

Der apostolische Nuntius war es, der, von seinem Sitze erhoben, mit drohend erhobenem Arme, hochgeröthetem Antlitze und funkelnden Augen also sprach. Große Gegensätze, geistliche und weltliche Gewalt, die feste Satzung der Kirche und die evangelische Einfalt standen sich auf diesem engen Raume in dem Abgesandten des Papstes und in den Senatoren der Republik, in dem Cardinale der römischen Curie und dem ungelehrten Handwerker gegenüber.

Meister Nicolo sprach:

„Dieselbe Rede haben die Pharisäer und Schriftgelehrten beim Landpfleger gegen unsern Herrn Jesus Christus erhoben, und er hatte doch gelehrt: Wer sich wider die Obrigkeit setzt, der widerstrebt Gottes Ordnung; gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist.“

In einer längeren Rede suchte der Pater Inquisitor auseinanderzusetzen, wie sehr gerade im gegenwärtigen Zeitpunkte die Kirche alle Ursache habe, jede auflehnende Miene gegen ihre heiligen Satzungen im Keime zu ersticken, und wie die Sache der Kirche auch die der Staaten sei. „Das Gift der Ketzerei“, fuhr er fort, „geht von Deutschland aus. Noch ist kein Menschenalter darüber hingegangen, als in einem bisher ganz unbekannten Thale Tirols das Volk sich gegen seinen rechtmäßigen Herrn, den Bischof von Brixen, empört hat.“

Da kam in den bisher so ruhigen, gelassenen Mann eine plötzliche Bewegung, in seinem In-

nern schien es plötzlich zu gähren, zu stürmen und zu wogen; er drückte beide Hände fest aufs Herz, um diese inneren, nach einem Ausdruck drängenden Stimmen zu dämmen und zu ersticken. Jedoch vergebens, die Sturmfluth übermannte seinen Willen, und als er sprechen mußte, wenn ihm nicht hätte die Brust zerspringen sollen, da war seine Stimme von Schmerz und Bewegung fast ganz erstickt, aber sie rang sich im Laufe der Rede aus dieser Beklemmung los, und mit jedem Worte war es dem Angeschuldigten, als wälzte sich eine Bergeslast von seinem Innern ab.

„Empört, sagen Euer Hochwürden? O, ja freilich, wenn man Geistliches und Weltliches vermengt, wenn man, Christi Spruch vergessend: Mein Reich ist nicht von dieser Welt — den Bischof auch zum weltlichen Herrscher macht, dann freilich ist unsere Bitte, die wir an den geistlichen Herrn von Brixen gerichtet haben, uns evangelische Prediger zu geben, da die Lehre von des Petrus Waldus Zeiten an aus den Bergthälern von

Savoyen zu uns sich geflüchtet und dort eine Wohnung gefunden hatte — dann ist diese demüthige Bitte freilich eine Empörung gegen den weltlichen Herrn, dessen getreueste, stille und fleißige Unterthanen wir gewesen. Wir! Euer Hochwürden, verstehen das vielleicht nicht, aber Euer Gnaden haben von dem Tefferegger Thale gesprochen, und ich bin einer derjenigen, die um ihres Glaubens willen ihr Vaterland und Alles, was ihrem Herzen lieb war und sie in ihrer leiblichen Armuth getröstet hat, haben verlassen müssen. Mitten in des Winters Noth, durch Schnee und Eis haben uns die Büttel von Haus und Hof aus dem Lande gejagt, Mann und Weib, Kinder und Greise; unser Blut hat den weißen Schnee gefärbt und unser Weinen und Klagen hat das Wild gescheucht; Mütter mit ihren Säuglingen sind vor Hunger und Jammer niedergesunken, achtzigjährige Greise sind grausam mißhandelt worden — da war es das Wort Gottes, was ihnen in ihrer Schwachheit und Angst wieder Kraft wie mit jungen Adler-

flügeln gegeben, und ihnen Stärkung und Labung und ein Licht auf ihren Wegen geworden ist, und seitdem hat es sich mir wie eine helle Erkenntniß, daß nur in ihm allein Heil sei, offenbart, und seitdem strebe ich mit allen Gedanken und Kräften danach, es zu verbreiten und die arme Menschheit dieses Trostes theilhaftig zu machen. Der geistliche Fürst hat den Schwur gethan, daß er durchaus die Ketzer aus dem Lande haben wolle, und sollten auch Dornen und Disteln auf den Aeckern wachsen; der Schwur hat sich auch erfüllt, das Land liegt verlassen, öd und brach, und in dem Lande des brandenburgischen Kurfürsten, der seine Fürsprache für uns Arme und Unterdrückte eingelegt hat und ein Hort unseres Glaubens geworden ist, und Viele von uns in sein Land aufgenommen hat, da ist Segen und Fülle, und der Herr hat das Geschlecht erhoben zu höchster Ehre und Macht, und das ist der Lohn des Gerechten!"

Das Antlitz des Dominicaners, das vorhin der Eifer geröthet hatte, war erdenfahl geworden;

der Nuntius sprach kein Wort und regte sich nicht auf seinem thronartigen Sitze, aber um die Mundwinkel zuckte es wie Wetterleuchten und die starren Augen deuteten auf das Suchen nach einem Entschluß. Nur der Patriarch hatte seinen milden und ruhigen Ausdruck behalten. Niemand in der Versammlung wagte zu sprechen.

Endlich erhob sich der Vorsitzende der Senatoren und erklärte, „daß er, wie es das Gesetz erheische, die Sache an den Senat bringen werde, damit dieser sein endgültiges Urtheil spreche."

„Und erklären Sie dem Rathe der Pregadi", sprach der Nuntius, mit großem Aplomb sich erhebend, „daß ich, der Abgesandte Seiner Heiligkeit in Rom, laut meiner Machtvollkommenheit in dieser Sache unbedingt auf die Verurtheilung des Angeklagten dringen müsse, oder ich fühle mich gedrungen, andernfalls die Signoria von Venedig auf die schweren Folgen aufmerksam zu machen, sollte das Urtheil meinen Erwartungen nicht entsprechen."

Seine Eminenz erhob sich, stieg die Stufen herab, die Uebrigen wichen ehrerbietig zurück und schlossen sich, zunächst der Patriarch, als Begleiter an ihn an, worauf er sich anschickte, den Saal zu verlassen. An der Schwelle hielt er still, wendete sich dann nach der Gegend, wo Nicolo stand, ging einige Schritte auf diesen zu und maß ihn, gleichsam seinen Gegner, vom Scheitel bis zur Sohle mit durchdringenden Blicken. Dann kehrte er, von dem Patriarchen, dem Pater Inquisitor und den Senatoren bis an den Fuß des Dogenpalastes geleitet, in einer Gondel auf dem Rio di Palazzo nach seinem Palaste, welcher im Sestier von Castello, nahe der Kirche San Francesco della Vigna lag, der Bildschnitzer, vom Gefängnißhauptmann und dem Gefängnißwärter escortirt, nach seiner Zelle zurück.

Das war eine Sitzung der heiligen Inquisition zu Venedig im Jahre 1723.

* * *

Allen Sprossen vom Stamme des Hauses Wittelsbach ist ein persönlich Gewinnendes und Einnehmendes eigenthümlich, und der Kurprinz besaß dieses Familien-Erbtheil in hohem Grade. Wie wäre es auch anders möglich gewesen, daß er sich Don Vendramini, der sich wie alle welt- und verkehrsscheuen Menschen gänzlich von der Stimmung des ersten Eindrucks beherrschen ließ, der gegen ihn so sehr eingenommen war — wir erinnern nur an das Gleichniß vom Wolfe — daß er diesen so schnell erobert hätte! Mochte er die Grundlosigkeit seines Verdachtes aus der guten Art des jungen Mannes einsehen, oder war er dadurch bestochen, daß der Deutsche Interesse für seine Sammelliebhaberei gezeigt hatte — genug, Donna Giustina wollte ihren Ohren nicht trauen, als sie hörte, daß der junge Mann hinüber in das Heiligthum des Studio geführt werden solle. Studio bezeichnet eigentlich das Atelier eines Künstlers. Don Vendramini jedoch glaubte das Recht zu besitzen, diesen Namen auch dem Ge-

mache beizulegen, wo die Arbeit, das Streben, Wissen und Denken seines Lebens lag, und wenn die Werkstatt eines Künstlers der Ort ist, wo er die erhabensten Gesichte schaut und die höchsten Entzückungen genießt, so wurde für den Alterthumssammler das Studio auch zur Santa Casa. Natürlich durfte er einen so ketzerischen Gedanken nicht vor seiner Schwester aussprechen; denn diese hatte sich nach Loretto verlobt und war unerschütterlich in ihrem frommen Glauben, daß die Santa Casa in Loretto wirklich das Haus ist, welches die heilige Jungfrau in Nazareth bewohnte und das von Engeln aus Galiläa nach Italien gebracht und dort mitten in einem Walde niedergesetzt worden sei.

Don Vendramini ließ es seinem jungen Freunde wohl merken, welche Ehre und welches Zutrauen er ihm erweise, daß er ihm in sein Innerstes, Heiligstes und Kostbarstes einen Einblick gewähre. Jüngst hatte der Feldmarschall der Republik, Graf v. Schulenburg, ein Gleiches erstrebt, aber vergebens.

5*

Beide machten sich eben zur Ausführung ihres Vorhabens auf, als Don Andrea sich am Aermel gezupft fühlte. Er wendete sich um und sah Paula hinter sich stehen. „He“, sprach er, aus Blick und Mienen ihren Begehr errathend, „Du willst wohl auch mit?“

Statt aller Antwort nickte Paula, schalkhaft lächelnd, mit dem Kopfe. Ihre stumme Bitte, das Vertrauende, das der Erfüllung Sichere und doch alles Erwartende verlieh ihrer Schönheit einen neuen Reiz, so daß der Kurprinz, hingerissen davon, bei Don Vendramini ebenfalls für sie Fürbitte einlegte.

„Aber, Kind, das Frauenzimmer pflegt an solchen Dingen wenig Geschmack zu finden. Frage nur Donna Giustina, die hatte schon mit einem flüchtigen Einblick ganz genug und ist auch seitdem nicht wieder in das Studio gekommen, was mir, beiläufig gesagt, ganz lieb war; denn das Frauenzimmer fragt immer nur in das Blaue hinein; he, Giustina?“

Die Genannte warf ihrem Bruder einen mißbilligenden Blick zu und sagte in ernst gemessenem Tone:

„Ich bin deswegen nicht mehr hinübergegangen, weil es sich für eine ehrbare und gläubige Venetianerin nicht schickt, heidnischen Dingen einen Blick zu gönnen, auch für Dich nicht, mein Kind“, vollendete sie, zu Paula sich kehrend.

„Was schickt sich nicht?“ fuhr der Bruder auf, „Donna Giustina, Ihr stellt Euren Bruder hin, als ob er ein Heide oder ein Freimaurer wäre! Nichts als pure Zimperlichkeit ist es von Euch. Laßt solche Koketterien — in Euren Jahren hat man aufgehört, eine Tochter der Republik zu sein, weil Ihr Euch so viel darauf zugute zu thun scheint; Venetianerin ist man nur so lange, als man jung und schön ist, und dann —“

„Dann?“ fragte Giustina bebend und hochroth vor Zorn.

„Dann kommt man unter die Antike, den Schutt und das Geröll der Zeit — Menschen

und Dinge. Ihr habt mich geärgert, Donna Giustina, Ihr seid meinem Studio zu nahe getreten, und ich sage Euch, es wäre eine Ehre für Euch, wenn Ihr einmal hineinkämet, hübsch kunstvoll ausgestopft mit der Unterschrift: Die Geschichte Venedigs."

Zu dieser kaustischen Ausdrucksweise ließ sich der Bruder nur dann hinreißen, wenn seine Schwester seiner Lieblingsneigung zu nahe trat, wie sie es diesmal gethan hatte.

„Heidnische Dinge! Was meint Ihr damit, Dame? He? Wollt Ihr mich auch vor die Inquisition bringen? Was ist heidnisch und was ist christlich? Lebt nicht Alles von Gottes Hauch? Und damit Du siehst, mein Kind", wendete er sich jetzt nach Paula um, „daß es nicht so gefährlich ist, wie die edle Venetianerin es macht, so kommst Du jetzt gerade mit uns."

Paula und dem Kurprinzen war diese kleine Scene sehr peinlich, wenn sie auch schon öfter Zeugen derartiger Auftritte gewesen waren und

wußten, daß die Verstimmung zwischen Beiden nicht lange anhielt. Don Andrea trat in diesem Falle des andern Morgens in das Gemach seiner Schwester, küßte ihr die Hand und fragte sie, wie es einer edlen Venetianerin zukam: „Wie haben Eccellenza geschlafen?“ theilte ihr auch gelegentlich mit, daß er vergangene Nacht die historische Entdeckung gemacht habe, daß die Vendramini ebenso alt seien, als die Morosini, und mit vollem Rechte zu den zwölf ältesten Familien Venedigs gezählt werden könnten, und daß, wenn die Vendramini am Staatsruder gesessen hätten, Morea niemals an die verruchten Türken gefallen wäre.

Dann lächelte Donna Giustina stolz und zufrieden, gab ihrem Bruder die Hand, sagte: „Don Andrea, wir sind doch sehr glücklich“, und Alles war vergessen.

An die Rückseite des Hauses, welches das Geschwisterpaar bewohnte, stieß in Form eines Quadrats ein kleiner finsterer, von Gebäuden umschlossener Hof, dessen Steinplatten mit einer

grau=grünen, dumpfig feuchten Kruste überzogen waren; ein Beweis, daß wohl niemals ein Sonnenstrahl hereingefallen war. Die dem Wohnhause gleichlaufende Seite desselben war von einem Gebäude gebildet, welches, nur ein Stockwerk niedriger als das Vorderhaus, in seinem verwitterten Mauerwerk das Bild des Verfalls bot. Fenster hatte es nicht, nur etwa zwei Fuß unter dem Dache eirunde Oeffnungen, welche mit runden, in Blei gefaßten Glasscheiben ausgefüllt waren. Der einzige Zugang zu diesem Gebäude war eine in einem Rundbogen gebildete niedrige Eisenthür. Diese schloß Don Vendramini jetzt auf, sie bewegte sich leicht und schnell in den Angeln, ein Beweis, daß sie oft in Gebrauch war; sorgfältig wurde sie von dem Führer wieder verschlossen. Die drei Personen befanden sich nun in einem gewölbartigen, von runden Steinsäulen gestützten Raume, der von einer düster brennenden Lampe erleuchtet war; eine feuchte und dumpfe Kellerluft wehte die Eintretenden an, so daß der

Kurprinz in zärtlicher Sorgfalt den Mantel um Paula's Schulter schlug, was das Mädchen erst mit einer leise abwehrenden Bewegung zurückweisen wollte, aber nach einem bittenden Blicke seines über sie geneigten Antlitzes doch geschehen ließ.

Der Führer nahm nun aus einer Mauernische ein Windlicht, zündete es an der Lampe an und huschte schattenähnlich an der Wand nach einer dunklen Oeffnung hin, die sich im Hintergrunde des Raumes zeigte.

„Achtung!" gebot er, „wir sind an der Treppe, die Steinstufen sind ein wenig hoch, für kühneres Schreiten gemacht als das unsere."

Karl Albrecht suchte nach Paula's Hand, um beim Aufwärtsgehen ihr Hülfe zu leisten.

Die Spitzen ihrer Finger zuckten unter seiner Berührung, und mit zitternder Bewegung legte sich die Hand in die seinige, das erstemal, daß Körperliches in ihnen sich länger als einen flüchtigen Moment berührte und Blut mit Blut pulsirte.

Paula empfand ein Gefühl wie noch nie in

ihrem Leben; ein Fremdes, Ungewohntes drängte sich nach ihrem Herzen, sie fühlte die Nothwendigkeit, es abzuweisen, und war doch völlig ohnmächtig vor der unbekannten, übermächtigen Gewalt. Sie sah, wie Don Andrea, mit dem Windlichte in der Hand, die enge Treppe vor ihnen herglitt, wie er an den Wänden hinleuchtete, an den alten Teppichen, mit denen diese bekleidet waren, und auf denen sich buntfarbige wunderliche Gestalten in seltsamen verrenkten Bewegungen darstellten; Gestalten, wie sie von den Wänden der alten Basiliken ihrer Vaterstadt auf sie niedergeschaut hatten. Waren es diese Heiligengestalten, die ungelenken Schöpfungen einer angehenden Kunstperiode, welche diese Bewegung und Umwandlung in ihr hervorbrachten? Sonst hatten sie doch nur die Stimmung zur Andacht in ihr erweckt. Oder waren die Ursache ihrer Verwirrung die furchterregenden Meerungeheuer, die an eiserner Kette von der hie und da verblichene Goldarabesken tragenden Tonnenwölbung der Treppe herabhingen,

hier der Rachen eines Haies, dort die scheußliche Gestalt eines Alligators? Weiter Schlangen-Exemplare und merkwürdige Fischgestalten, Alles von dem Besitzer mit erschreckender Naturwahrheit in den glänzendsten Farben und Lacken dem Leben nachgeahmt. Wurde Paula vielleicht durch das Klirren von Ketten und das Zusammenschlagen von eisernen Instrumenten der verschiedenartigsten und seltsamsten Formen außer Fassung gebracht? „Folterwerkzeuge“, erklärte Don Andrea, „mit den noch erkennbaren Blutspuren — Instrumente, durch die ganze Generationen hingemordet wurden — republikanische, venetianische Staatsweisheit — dargestellt in Henken, Würgen, Spießen, Drosseln, Zerquetschen und in Oel Sieden — fluchwürdige Werkzeuge fanatischer Blindheit, und an diesen“ — hier zeigte er auf ein mit tausend Stacheln gespicktes eisernes Gewand — „hier klebt noch des edlen jungen Foscari Blut. Müßten diese Werkzeuge sühnen, was sie verbrochen, sie müßten ewig von Blut triefen

und dieses Haus und die Straße und die ganze Lagune füllen." Dann hielt der Führer an vor einem Bilde von unendlicher Zartheit, Anmuth und Lieblichkeit, einem Werke Gian Bellini's, auch eines Venetianers, wie Don Andrea mit Stolz hinzusetzte. So folgten sich Bilder, Scenen, Zeiten und Stimmungen. Paula aber fühlte, daß sie immer höher kam, gehoben vom Arme ihres Begleiters wie von einer überirdischen, geheimnißvollen Macht, und zu ihrer aus der Tiefe ihres Herzens strömenden Entzückung gesellte sich der Eindruck des Gesehenen in einem Chaos von Gestalten und Gefühlen.

Plötzlich ließ sich aus des Mädchens Munde ein Schreckensausruf hören, auch der Kurprinz konnte eine Aeußerung der Ueberraschung nicht unterdrücken.

Am Ende der Treppe saß auf einem erhöhten Postamente eine menschliche Gestalt, gekleidet in ein weites langes Gewand von Scharlach, dessen bis auf den Boden reichende weite Aermel mit

schwarzen Aufschlägen von Sammt besetzt waren. Der rechte Arm war erhoben und die Hand desselben machte mit dem Zeigefinger eine drohende Bewegung. Paula war von dieser Haltung wie von einer Mahnung des Gewissens betroffen und flüsterte, sich unwillkürlich an den Geliebten schmiegend, mit einem Schreckenstone:

„Einer von dem Rathe der Zehn!"

Don Andrea brach in ein unbändiges Lachen aus, schob das Gewand des stummen Furchtbaren auseinander und zeigte unter demselben ein hölzernes, einem menschlichen Körper nachgeahmtes Gestell, dessen unterer Theil eine Art Behältniß bildete. „Nur eine Puppe — gut zum Fürchten, wenn Einer es einmal wagen wollte, sich meinen Schatz ohne meine Begleitung anzusehen und die Ueberschrift hier zu vergessen."

Damit deutete Don Andrea auf eine Schrift über der Thür, rothe Buchstaben auf schwarzem Grunde; die Worte waren lateinisch:

Hic licentia oculis, pax manibus.

„Also sehen dürft ihr Alles, aber nur Nichts nehmen“, bemerkte lachend der Kurprinz. „Fürwahr ein gutes Motto für die Schatzkammer eines Fürsten.“

„Wenn etwas darin ist“, bemerkte der Andere, schlug das Gewand des rothen Zehnerherrn weiter auseinander, öffnete das Behältniß und nahm daraus einen Schlüssel, mit dem er eine mit sehr schönen Eisenbändern beschlagene eichene Thür öffnete; dann stieg er einige Stufen hinab und bedeutete seinen Begleitern, ein Gleiches zu thun.

„Das ist mein Studio“, sagte er mit stolzem Selbstgefühle.

Sie befanden sich in einer von einem Tonnengewölbe überspannten langen Halle, welche ihr Licht durch die eirunden Oeffnungen erhielt, die wir bereits bemerkt haben. Dieselbe war früher das Refectorium des Ordens, und ein kunst- und wissensreicher Mönch hatte an der Wölbung die ganze Pflanzenwelt des Dogads, das heißt des ganzen Territoriums von Venedig, abgebildet.

An den Wänden hingen alte Bilder und Teppiche, Fahnen jeder Farbe und Waffen aller Zeiten und Völker, auf Consolen erhoben sich Gruppen und einzelne Figuren in Marmor, Alabaster, Gyps, Holz und Wachs aus heidnischer wie aus christlicher Zeit, darunter auch die von Don Andrea vielberühmte Juno; desgleichen Geschirre, Vasen und Urnen aus Marmor, Porcellan, Glas oder Stein. Was an den Wänden nicht mehr Platz hatte, mußte sich mit einem Platze am Boden begnügen, dazu kamen noch Möbel und Geräthe, colossale Stühle, einfach oder vergoldet, wahre Ungethüme von kunstvoll eingelegten Tischen aus Holz, Metall oder Marmor, riesenhafte Schränke, die in Klöstern, und Prachtexemplare von Betten, die in den Gemächern von Fürsten gestanden. Truhen, Altäre, Betstühle, Schmuckkästchen, Alles, alle Völker, Zeiten und jedes Bedürfniß in buntester, bizarrster Mischung durcheinander, aber nichts, was nicht wenigstens ein hundertjähriges Alter, nichts, was nicht irgend eine Beziehung zur Ge-

schichte gehabt hätte, Völker- und Zeitenschutt — Plunder der Weltgeschichte, und über dem Todten, Abgestorbenen, in dem sich nach oben rankenden Grün und dem durch die Fenster einbrechenden glühenden Strahl der scheidenden Sonne die ewig junge und mächtige Triebkraft der Natur und des Lebens.

Don Andrea war hier ganz in seinem Elemente; er erklärte, ordnete, rückte, wischte und putzte an den verschiedenen Gegenständen, seine Mienen strahlten und sein ganzes Wesen war gehoben wie das eines Menschen, der sein Eigenstes enthüllen darf. Er war kein gewöhnlicher Sammler, der genug gethan glaubte, wenn er eine Menge von Gegenständen zusammengebracht hat und in kunterbunter Weise zusammengestellt. Wenn Letzteres beim ersten Anblick auch der Fall schien, so mußte man bei näherer Prüfung anderer Ueberzeugung werden. In dieser scheinbaren Unordnung war System, das Kleinste wie das Größte, das Kostbarste wie das Unscheinbarste einem Gedanken

unterstellt, der in irgend einem darüber angebrachten Spruche oder Verse sich aussprach; es war die Weltgeschichte in Sinnsprüchen und Erfahrungssätzen. Daß seine Gedanken mitunter sehr kühn waren und es begreiflich war, wie Donna Giustina Anstand nehmen konnte, das Studio zu besuchen, können wir an einer Gruppe nachweisen, die auf einem Postamente ruhte; dasselbe war von Holz und stellte eine Felsengruppe dar, die sich in drei Kegel spaltete; auf dem ersten war eine Sonne abgebildet, und im Mittelpunkt ihres Strahlenkreises stand Ormuzd; am zweiten war ein Prometheus angeschmiedet, und auf der letzten Kuppe stand ein christliches Symbol.

Dann deutete der Sammler auf ein antikes Gefäß von schwarzem Achat mit erhabenen weißen Figuren, sehr kunstreich gearbeitet; es mußte als das kostbarste Stück der ganzen Sammlung selbst dem erscheinen, der den Kunstwerth nicht zu schätzen vermochte, schon nach dem Platze, den es einnahm. Es stand in einer Nische, deren Höhlung azurblau

mit goldenen Sternen gemalt war, und im Halbkreise um die Nische standen mit Goldschrift die Worte: „Ultima ratio regum.“

„Gewöhnlich entschuldigt man nur die Kanonen mit dieser Stelle“, bemerkte Karl Albrecht. „Ihr habt aber Recht, Don Andrea, man kann ihr eine vielfache Anwendung geben.“

„Namentlich ist sie auf das Aschengefäß eines der mächtigsten Imperatoren anzuwenden“, versetzte der Sammler in seiner Weise. „Dieses Gefäß enthält die letzten Ueberreste des weisen und guten Alexander Severus, der über drei Welttheile geherrscht hat.“

Der Gedanke hatte den Kurprinzen im Innersten gefaßt; ernst und lange war sein sinnender Blick auf die Aschen-Urne des mächtigen Imperators gerichtet. Im Weitergehen stieß er ganz zufällig an einen Stuhl an, der sonst seine Aufmerksamkeit nicht erregt hätte; er hatte die Form der antiken Sella curulis, war aus wurmstichigem Eichenholze gefertigt und mit Spuren eines

rothen Sammtpolsters behangen. Erst als Karl Albrecht die Worte las, die an das Möbel geheftet waren, wurde seine Aufmerksamkeit rege; sie lauteten: „Nummus vincit, nummus regnat, nummus imperat.“

„Das Geld siegt, herrscht und gebietet“, übersetzte bei sich der Kurprinz und schaute fragend seinen Führer an.

„Wie das auf den Stuhl paßt, wollt Ihr sagen? Auf diesem Stuhle haben acht Päpste gesessen, er gehörte zum Inventar der Engelsburg, aber bejm Tode des letzten der acht haben die Erben in der Eile, die Verlassenschaft ihres päpstlichen Oheims beiseite zu bringen, auch diesen Stuhl mitgenommen und an die Juden verkauft.“

„Nummus imperat“, wiederholte für sich Karl Albrecht mit bedeutungsvollem Neigen des Hauptes.

Die Gedanken-Anregungen, welche der junge Fürst hier in dieser eigenthümlichen Umgebung empfing, hatten seine Aufmerksamkeit für einige

Augenblicke von Paula abgezogen. Als er sich nach ihr umwendete, sah er sie im stillen Gebete vor einem Betstuhle knien, auf dem ein kleiner Altar stand mit zwei Seitenflügeln, wie man deren früher auf Reisen mit sich führte. Don Andrea mahnte seinen Gast mit einer Bewegung der Hand, daß er die Beterin nicht stören möge, und gleichsam bezwungen von der Inbrunst der Knienden falteten beide Männer die Hände und beugten die Knie, und über der weiten Halle lag eine Gebetstille.

„Kind, Du hast wohl daran gethan —“ sagte Don Andrea zu Paula, als diese ihre stille Andacht geendet und nicht ohne einige Verwirrung ihre Andachtsgenossen bemerkt hatte, „vielleicht kann eine reine Jungfrau das Verhängniß hinwegbeten, das an diesem Altar haftet.“

Die gespannte Miene des Kurprinzen beantwortete er mit einer Hindeutung auf den Gegenstand. Derselbe war von Ebenholz und in den Formen der angehenden Renaissance gearbeitet,

mit Säulen von Bernstein, während die Flächen mit Gold, Perlmutter und farbigen Edelsteinen ausgelegt waren; „d. h. jetzt sind es unechte Steine", bemerkte der Besitzer, „hier sowohl", indem er auf die Flächen deutete, „als in den Strahlen, welche das Haupt der heiligen Mutter umleuchten und früher mit echten Diamanten ausgelegt waren, wie es sich für den Altar einer Königin auch ziemt."

„Einer Königin?" fragte Karl Albrecht überrascht.

Ein abermaliges Hinweisen des Führenden auf eine in Silber ausgeführte Schrift am Fuße des kleinen Kunstwerkes war vermögend, die Wißbegierde des jungen Fürsten zu befriedigen. Die Schrift lautete:

„Exilii comes et carceris imago.
Haec Mariae Stuardae Scot. Reg.
Fuit, fuisset et caedis si vixisset."

Paula wollte den Sinn der geschriebenen lateinischen Worte auch wissen, und der Geliebte deutete ihr denselben dahin, daß dieser Altar die

Schottenkönigin Maria Stuart in das Exil und in den Kerker begleitet hatte und würde, wenn er Leben gehabt hätte, auch mit ihr gestorben sein.

„Wie!“ rief der Kurprinz in höchster Ueberraschung aus — „dieser Altar war einst das Eigenthum —“

„Der unglücklichen Schottenkönigin“, vollendete Don Andrea im stolzen Gefühle des Besitzes.

Auf das weitere Forschen des jungen Mannes erzählte nun der Sammler, wie er zu diesem Kleinod gekommen sei. Der Altar war das Eigenthum Jacob's I., des Sohnes Maria Stuart's, und dieser hatte denselben dem Brautschatz seiner geliebtesten Tochter, der schönen melancholischen Elisabeth Stuart, als diese Kurfürstin von der Pfalz geworden war, beigefügt. Aber das Schicksal war den Stuart's nimmer hold, das Unglück verfolgte auch die Enkelin Maria's; fern von Land und Gemahl, mußte sie, die Gemahlin des unglücklichen Winterkönigs, die Bitterkeit der Ver-

bannung erfahren, und oft trat an sie die Noth heran, so daß sie das Liebste und Theuerste hingeben mußte, wie dieses Kunstwerk — diesen stillen Zeugen, der so viel Seufzer und Thränen aus den schönen, weltberückenden Stuartsaugen gesehen und ihre letzten Küsse empfangen hat. Vielleicht haftet noch ein Tropfen von des schönen Sängers Rizzio Blut daran — alle Lust hat ihr Leid und alle Schuld verlangt ihre Sühne — vielleicht haftet darum ein Verhängniß an diesem heiligen Gegenstande; denn nimmer brachte er dem Besitzer Glück. Von Elisabeth Stuart erwarb ihn im Haag ein holländischer Kaufmann, der später nach Venedig gekommen war, um da seine Handelsgeschäfte auszuüben, und als er eines Tages sehen mußte, wie die echten Steine ausgebrochen und dafür falsche eingesetzt waren, und daß sein Sohn mit jenen auf und davon gezogen war — da kostete ihm diese Entdeckung das Leben. Aus seinem Nachlasse hatte Don Andrea das Altärchen erstanden.

„Seht nur — ich kann Euch noch mehr zeigen —“, damit machte er auf die Stelle unten rechts an der Ecke des Muttergottesbildes aufmerksam, in welches einige Worte augenscheinlich mit einer Nadelspitze eingeritzt waren.

„Leset einmal, junger Herr! War die Königin auch keine sehr gute Lateinerin, zu verstehen ist es doch, weil es ihr — der Armen, aus dem Herzen geschrieben.“

Karl Albrecht entzifferte:

„Mulier ad lacrymas nata est.

Maria.“

„Ganz wohl —“ nickte selbstzufrieden Don Andrea. „Ist's nicht, als ob in diesen Worten ihr ganzer Lebenslauf gesagt wäre?“

„Was sollten diese Worte bedeuten? Ich bin so ungelehrt und möchte es gern wissen.“

Es war wieder Paula's Stimme in scheuer und leiser Frage. Karl Albrecht wollte eben eine Ausflucht machen, um dem geliebten Mädchen den wahren Sinn zu verhüllen, wurde jedoch von

Andrea überholt, der, wenn auch nicht weniger Tact, so doch nicht das feine Gefühl des Liebenden wie der Kurprinz hatte.

„Das Weib ist zu Thränen geboren!"

Kaum hatte er aber gesprochen, da wurde das Mädchen todtenblaß und faßte nach ihrem Herzen, als schauerte dasselbe in einer Vorahnung zusammen und als wollte sie dasselbe hüten und bewahren. Die Erschütterung war so plötzlich und so sichtbar, daß der Kurprinz wie Don Andrea zu gleicher Zeit fragten, was ihr sei.

„Nichts, nichts", lautete ihre Antwort, die von einem wehmüthigen Lächeln begleitet war — „das Herz hat mir nur ein wenig weh gethan."

Den Mittelpunkt des höchst merkwürdigen Altars bildete ein kleines, sehr altes Oelbild auf Goldgrund, eine Madonna voll jener tiefen Gemüthsstimmung und der erhabenen Einfalt im Ausdruck, die uns in den Bildern dieser Kunstperiode alle übrigen Mängel, namentlich die Vernachlässigung alles körperlichen Reizes vergessen lassen.

Das Zeitalter des Puders mit seiner verschnörkelten Anschauung war zwar nicht dazu gemacht, diesen Kunsterzeugnissen ihre gebührende Würdigung zu Theil werden zu lassen, selbst Italien hatte seine große Kunstvergangenheit vergessen und bezog seinen Geschmack aus Paris; aber für den Kurprinzen mußte in dem kleinen Bilde doch ein eigener Reiz und eine Herzensnöthigung liegen, daß er immer und immer wieder den Blick dahin wendete und gar nicht mehr von dem Bilde loszukommen schien. Endlich sagte er zu Don Andrea: „Ihr müßt mir dieses Kleinod ablassen."

Bestürzt wollte der Besitzer gegen ein solches Ansinnen Einspruch erheben. Karl Albrecht jedoch ließ sich dadurch nicht abschrecken, er bemerkte, daß er schon längst nach einem derartigen Altar für den Betstuhl suche, und erklärte zuletzt fest und bestimmt, daß er das Kunstwerk sein eigen nennen müsse, koste es was es wolle. Mit jeder neuen Weigerung und Ausflucht Don Andrea's erhöhte er auch die Kaufsumme, so daß dieser endlich der

Sache müde wurde und mit schlecht verhehlter Unzufriedenheit sagte:

„Nun meinetwegen, mag es zur Strafe, daß ich Euch hereingeführt habe, sein. Gebot auf ein Ding zwingt zum Losschlagen, soll Einem nichts Schlimmes damit passiren. Das ist ein alter Glaube, an dem ich auch hänge, und wenn ich es Euch nicht gebe, so weiß ich doch, daß mir in nächster Zeit ein Unglück damit begegnen wird. Aber sehet Euch vor, junger Freund, es klebt ein Verhängniß daran —."

„Ich nehme es mit dem Verhängnisse auf", antwortete der Kurprinz in jugendlichem Uebermuthe. „Schlagt ein, Don Andrea — tausend Ungari — es ist mein und soll den Betstuhl krönen, den mir mein werther Landsmann, Paula's Vater, gefertigt hat. Fürwahr ein prächtiges Stück, das mich immer zur Andacht ermuntern wird."

Was bei ihm in zweiter Absicht lag, ein dem Kurhause Pfalz und der Familie Wittelsbach Zu-

gehöriges wieder zurückzukaufen, davon konnte er Don Andrea natürlich nichts sagen, obschon es ihm in diesem Falle bei dem historischen und chevaleresken Sinne des Venetianers weniger Mühe gekostet hätte, die Reliquie in seinen Besitz zu bekommen.

Der einzige Weg, dem Licht und der Luft einen Zugang zu diesen Räumen zu schaffen, war durch die Fensterluken, die, abgesehen von der Höhe, in der sie sich vom Erdboden aus befanden, auch noch mit eisernen Gittern versehen waren; denn die Höhe allein war dem um seine Schätze besorgten Gemüthe Andrea's keine Gewähr, daß sich nicht ein Schnapphahn in seine Schatzkammer versteigen und hier allerlei Auswahl von Gegenständen treffen könnte; noch weniger gewährte die Lagune, an welche die Fensterwand der Halle stieß, gegen derartige Fährlichkeiten eine Bürgschaft — das thaten Fenstergitter besser, und diese brachten außerdem noch den Vortheil, daß eines der Fenster beständig offen gehalten werden konnte,

um eine immerwährende Erneuerung der Luft, die für die Gegenstände eine Nothwendigkeit war, möglich zu machen.

So stand auch jetzt eines dieser Fenster auf; der frische Luftzug des Abends bewegte leise die alten Teppiche und Fahnen, und von der Lagune hallten die lauten Schifferrufe herein. Mit Einemmale durchbrach ein Glockenschlag dumpf und dröhnend diese fernen unbestimmten Laute.

„Das ist die Glocke von St. Marcus“, riefen Paula und Don Andrea fast zu gleicher Zeit und mit demselben Schreckenslaute.

„Das ist Feuersgefahr!“ fügte Don Andrea todtenbleich und am ganzen Körper zitternd hinzu, denn der nächste Gedanke war an sein Besitzthum. Was war sein Leben ohne dieses!

Athemlos erwarteten alle Drei die weiteren Schläge, denn die Zahl derselben kündigte das Sestier an, in welchem eine Feuersbrunst ausgebrochen war.

Eins — zwei — drei — stille.

„Es ist im dritten Sestier, im Canareggio, in unserem Sestier“, schrie Don Andrea und rannte, einem Wahnsinnigen gleich, dem Ausgange, dessen Thür halb offen stehen geblieben war, zu.

Da noch ein Schlag — vier — dann ein fünfter.

„Es ist ja im Sestier Santa Croce, weit von hier, Don Andrea, bleibt doch!“ rief ihm Paula, sichtbar von ihrer Angst erleichtert, nach. Aber der Besitzer des Hauses war schon auf und davon, und nur ein lauter Schlag war die Antwort auf des Mädchens Rede, die offenstehende Thür war vom Luftzuge des Fensters her in das Schloß geflogen.

„Wir sind eingeschlossen“, jammerte Paula nach dem ersten stummen Schrecken. Karl Albrecht ging auf die Thür zu und fand, daß sie nur von Außen zu öffnen war.

„Don Andrea wird uns wohl erlösen, da das Feuer nicht im Canareggio ist, und wenn wir ihm nicht folgen, so wird er wohl von selbst kommen und von Außen öffnen.“

Aber auch diese Hoffnung schwand, denn Paula zeigte mit verzweifelter Geberde auf einen Schlüssel; das war der Schlüssel zur Thür; Don Andrea, dem keine Sicherheit zur Wahrung seiner Schatzkammer hinreichend erschien und der, wenn er sich vor Menschen durch Schloß und Riegel gesichert hatte, in seiner Furcht noch einen Kobold für möglich hielt, der ihm leise und ungesehen von Außen seinen Schlüssel abziehen könnte, er hatte nach Oeffnung des Studio denselben abgezogen und auf einen Marmortisch in seiner Nähe gelegt. Wirklich kam er nach einer Weile zurück und erfuhr dann durch die Vermittelung des Schlüssellochs, was und wie das geschehen war, worauf er die Eingeschlossenen zur Geduld ermahnte und sogleich weggehen werde, um einen Schlosser zu ihrer Befreiung zu holen, denn ein zweiter Schlüssel existire nicht und das Schloß müsse erbrochen werden. Ein Zufall — ein Lufthauch hatte den Kurprinzen an das Ziel geführt, welches er, seit er das Mädchen zum erstenmal erschaut, mit dem

sehnsüchtigen Eifer und der erfinderischen Schlauheit eines Liebenden bisher umsonst erstrebt hatte — mit Paula allein zu sein, nur so lange, um ihr sagen zu können, was sie seinem Herzen geworden sei und wie treu er es meine, und nun hatte er die Ewigkeit einer ganzen Stunde vor sich. Denn der Mann, der die Thür öffnen könne, wohne im Sestier von S. Castello, hatte Paula in stiller Verzweiflung geäußert, sie wisse das von ihrem Vater, wenn der ihn brauchte, und bis dahin und zurück würde wenigstens eine Stunde vergehen.

„Was jammert Ihr denn darum, Paula? Das ist ja die angenehmste Eröffnung, die man mir machen könnte", versetzte er, indem er ihr tief in die stillen Augen schaute und ihre Hand faßte. Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn Don Andrea gar keinen Schlosser gefunden hätte.

„Wißt Ihr auch, Paula", flüsterte er, sich zu der Sitzenden hinabneigend, „warum dieser Altar mein eigen werden mußte — gleichviel, um welchen

Preis? Weil in dem Bild der heiligen Jungfrau mich das Eure anschaut und weil ich möchte, daß Ihr mir immer nahe wäret und es mir ist, als müßte ich Euch bis ans Ende in die herzlieben Augen schauen, und weil mir gar keine Freude und Ruhe im Herzen ist ohne Euch."

Paula war still auf dieses Bekenntniß, das aus einem noch unverdorbenen, unverbrauchten Herzen kam und wirklich nichts Anderes sagte, als es empfand. Sie schlug ihre großen unbewußten Augen zu ihm auf, und daraus sah ihm Scheu und Muth, Zugeständniß und Vertrauen, Liebe und Verlangen entgegen — es kam ihr gar nicht wunderbar und überraschend vor, was er ihr gesagt hatte, das mußte so und konnte gar nicht anders sein nach dem, was sie bisher in Blicken und in den hochgehenden Schlägen ihrer Herzen sich gesagt hatten; sie zuckte nur noch leise zusammen, wie sie seinen Arm innig und warm um ihre Schultern gepreßt fühlte, und mit dem ersten flammenden Kusse war es ihr, als fühlte sie ein neues

Leben durch ihre Adern pulsiren, als ginge der Vorhang ihres Innern auseinander und sähe sie in eine Pracht und Fülle von niegekannten Erscheinungen, die ihren Blick verwirrten und ihren Sinn betäubten. Er küßte ihre kleinen schönen Hände, er kühlte sich mit ihren vollen braunen Locken seine heiße Jünglingswange, sie lag an seinem Herzen und fühlte die heißen, raschen Schläge, und es war ihr, als wäre nur an diesem Platze für sie Glück, Beseligung, Freude, Ziel und Bestimmung. Die ganze Welt löste sich im Genusse eines Kusses auf und dann wieder leises, von Herzen zu Herzen gehendes Flüstern und ein seliges Lächeln und dann wieder Todtenstille — wo sich lang verhaltenes, tiefes und starkes Empfinden endlich Bahn gebrochen — und wo solche Aufregung eines bisher im völligen Unbewußtsein schlummernden Herzens durch neue Erscheinungen, Gedanken und Gefühle vorhergegangen war — wo gab es da Schranke und Halt, und wie mag die Betäubung und Lähmung alles Bewußtseins

die Grenzmarke erkennen, wo die Liebe ihr Haupt verhüllt und die Leidenschaft gebietet!

Als die Thür der Halle sich öffnete und Don Andrea wieder erschien, lag Paula auf den Knieen vor dem Altare, in ihrer Herzensangst und Verzweiflung war sie vor das Antlitz der heiligen Jungfrau geflüchtet — ach, und von dem Bilde starrten ihr nur die unseligen Worte entgegen: „Mulier ad lacrymas nata est."

## VII.

Die Erklärung des päpstlichen Nuntius war an den Senat gelangt und hatte in demselben die größte Aufregung hervorgebracht. Man wollte bei dem zur zweiten Natur gewordenen Mißtrauen, welches die Signoria gegen alle Einmischungen auswärtiger Fürsten in ihre inneren Angelegenheiten hegte, Uebergriffe der päpstlichen Gewalt darin erkennen. Venedig war ein katholischer Staat, aber zugleich ein Handelsstaat und die Duldung anderer Bekenntnisse eine Nothwendigkeit, nicht

aus Toleranz, sondern aus politischer Rücksicht. Das Staatsinteresse stand voran; sie hatten andere Ziele und der Papst hatte andere; Irrungen waren zwischen Beiden nicht selten. Es lag daher in der Lebensbedingung des Freistaates, allem päpstlichen Einflusse sich wo möglich zu entziehen. „Je näher an Rom — desto kälter mit Rom", das war schon das politische Dogma von frühem Mittelalter her gewesen und in den darauf bezüglichen Gesetzen ausgesprochen. Wer von den Nobili in den geistlichen Stand trat, war von dem Eintritt in den großen Rath ein-für allemal ausgeschlossen; sogar auf die Malteser-Ritter erstreckte sich diese Bestimmung. Die Verwandten eines Cardinals wurden im großen Rathe zu Berathungen über Kirchendinge nicht zugelassen, der Patriarch von Venedig mußte zwar aus den Reihen der venetianischen Familien gewählt werden, aber seine Macht war ganz gering; nicht einmal über die Marcuskirche stand ihm ein Recht zu, für Venedig war er nur zur Re-

präsentation vorhanden, wenn auch auswärts, wo mehrere Bischöfe unter seine Obergewalt gestellt waren, seine Macht größer war. So hatte die Regierung der Republik das geistliche Gericht, die heilige Inquisition, nur erst nach langem Widerstreben angenommen und dann unter besonderen Bedingungen, was die Zusammensetzung desselben betrifft, wie wir sie ja kennen gelernt haben. Von den beisitzenden Senatoren war die Sache an den Senat gebracht worden. Meister Nicolo war eine in der ganzen Stadt gekannte und geehrte Persönlichkeit und die Stimmung im voraus ihm günstig. Vielleicht aber würde ihm dieses nichts genützt haben ohne den heißen Eifer und das Ansinnen des Nuntius — dieses alle Befugnisse desselben überschreitende Ansinnen. Zwar gab es in der nur etwa aus 250 Mann bestehenden Versammlung wieder nicht Wenige, welche in der lebhaften Debatte über diesen Fall die Bibel in der That als ein den unteren, ungebildeten Volksklassen gefährliches Buch betrachteten; ein Buch

voll wunderbarer Einheit, wenn es der gebildete Christ läse; ein Buch voller Widersprüche, wenn es dem ungebildeten in die Hände fiele; sie zeigten daher nicht übel Lust, dem Antrage des päpstlichen Legaten beizustimmen. Die Vertreter dieser Richtung gehörten zu den älteren Mitgliedern, ihre Sorgsamkeit für das Wohl des Staates hatte mit den Jahren zugenommen; jeder Windhauch, der die Ruhe der Republik erschüttern könnte, wurde von ihnen mit ängstlicher und mißtrauischer Strenge verfolgt, und gar nicht so unmöglich wäre es gewesen, daß die übrige Versammlung ihrer Ansicht und Leitung gefolgt wäre, wenn nicht ein jüngerer, der erste der dem geistlichen Gerichte beisitzenden Senatoren sich erhoben und mit energischer Stimme und kräftigen Gedanken dieser Stimmung entgegengetreten wäre.

„Es handelt sich“, sagte er unter Anderm, „nicht um die Frage, ob die Bibel, auf welcher wir ja Alle mit unseren christlichen Ideen fußen, ein staatsgefährliches Buch sei oder nicht, es

handelt sich um die Frage, wer in Venedig herrschen soll, die Signoria oder der Papst. Soll es der Letztere sein, nun gut, so verurtheilen wir einen der geschicktesten und achtbarsten Bürger der Stadt; soll aber, wie es seit Jahrhunderten war, die Signoria noch Herrin dieser Stadt sein, so muß sie den Angeklagten freigeben. Denn, Signori" — hier hob sich die Stimme des Sprechers und seine Hand zeigte nach der Decke des Saales, wo eine Fülle von wunderschönen Gestalten ein in der Mitte thronendes königliches Weib umschwebte — „Tintoretto hätte über unsern Häuptern mit seinem unsterblichen Pinsel nicht die Herrlichkeit der Republik darstellen können, wenn wir nicht stets so gedacht und gehandelt hätten, wie wir es in diesem Falle thun müssen, den Antrag Seiner Eminenz abzuweisen und den Angeklagten freizugeben."

Der Vorsitzende befahl, die Stimmen zu sammeln. Schwarzgekleidete Waisenknaben traten in den Saal, um die weißen Kugeln und die

Bossoli auszutheilen, nämlich die Kästchen, in welche jene gesteckt werden. Diese Kästchen waren im Innern auf der einen Hälfte grün, auf der andern weiß angestrichen und so gemacht, daß, wenn man die Hand in dasselbe gesteckt hatte, keiner der Nachbarn ahnen konnte, in welchen Theil man die Kugel geworfen hatte, ob in den grünen, den negativen, oder in den weißen Theil, den positiven. Hier stand die erste Frage, ob man dem Antrage des Nuntius Gehör schenken und der Gefangene verurtheilt, die zweite, ob derselbe freigelassen werden soll. Das Ergebniß für die erste war grün, der Antrag soll abgewiesen werden, für die zweite weiß, der Angeklagte soll seiner Haft entlassen werden.

Frei — frei! Das ist ein Wort, das selbst einen Gefängnißhauptmann zu einem höheren Wesen macht und mit Engelsfittigen ausstattet, und in dieser Gestalt glaubte ihn auch Meister Scheitler zu erblicken, als Don Vittore ihm die Freiheit ankündigte. Er sollte aus dieser engen Zelle, die

mit der Zeit dem Bewußtsein eine Schuld, und wäre dieses auch noch so frei davon, aufdrängen muß, entlassen werden; er sollte sein Kind wiedersehen, an sein hochschlagendes Herz drücken und durch den Blick in ihre stillen, schönen, unschuldigen Augen sich genugthun für diese Zeit der Qual, der Entbehrung und der Sehnsucht seines Herzens. Die Botschaft hatte ihn in einen Taumel versetzt; er wußte nicht, waren es Worte des Traumes oder der Wirklichkeit; sie hatten ihn nicht von seinem Sitze mit Blitzesschnelle aufgerissen, sie erreichten ihn, nicht wie etwas Unbegreifliches, wohl aber Unglaubliches. Es währte eine geraume Zeit, bis er sich in den nothwendigen Folgen der Ankündigung zurechtfand; er befand sich bereits in dem Corridor des Gefängnisses, als er den Gefangenwärter bat, noch einmal mit ihm dahin zurückzukehren — er hatte seine Zeichnungen vergessen — nein, diese treuen und stillen Gefährten seiner trüben Zeit, diese Blüthen seiner inneren Freiheit wollte er nicht zurücklassen.

Wie er den ziemlich langen Weg vom Dogenpalaste nach seinem Hause zurückgelegt, wußte er nicht zu sagen, genug er stand, wie aus dem Boden aufgeschossen, in dem Zimmer von Donna Giustina, und zwar so plötzlich, daß diese — sie glaubte an Geistererscheinungen — noch den ganzen Tag das leichte und schwere Geschütz ihrer Aether und Essenzen brauchte, um sich von ihrem Schrecken zu erholen. Und Paula? Was war das, daß sie nicht im Vollgefühle kindlichen Herzensjubels dem neugeschenkten Vater in die Arme stürzte, sondern still und langsam aus der Tiefe des Gemaches auf ihn zukam und lautlos ihr Haupt an seinem Herzen barg? War es die Plötzlichkeit der Erscheinung und der jähe, lähmende Eindruck derselben; war es die höchste innere Erregung, die ja keine Laute zu ihrem Ausdruck findet, oder konnte sie ihrem Vater nicht mehr mit der kindlichen Unbefangenheit wie früher nahen; war es ein Schatten, vielleicht eine Schuld, die sich zwischen Beide drängte?

Der Vater war von dem Glücke des Wiedersehens zu sehr erfüllt, als daß ihm diese Veränderung hätte auffallen können. Es drängte ihn hinüber nach seinem Hause; dort in seinem Eigenthum, sagte ihm eine innere Stimme, würde er erst die ganze Lust der Freiheit inne werden. Mit welchem Gefühle betrat er die lieben Räume wieder! Er ging in dem Hause umher, als wäre es ihm neu geschenkt und mit dem ganzen Wonnegefühl des Besitzes. Alle Oertlichkeiten durchwanderte er, vom Dache bis zum Keller, seine Werkstätte zuletzt; hier lag und stand Alles noch, als ob er es vor einer Stunde erst verlassen hätte, und doch waren schon an fünf Wochen vergangen. Ueber den Betstuhl war eine Decke gebreitet, er nahm sie ab, und die Arbeit erschien neu vor seinen Blicken, und da erkannte er auch erst ihre Trefflichkeit. Sein Auge fiel auf den Spruch, den der Löwe in seinen Pranken aufrechthielt: „Wo der Geist des Herrn ist, da ist auch Freiheit.“ War es bloßer Zufall, daß er gerade diesen gewählt,

und hatte er nicht die Kraft und Wahrheit desselben an sich selbst erprobt während der Zeit, da Riegel und Schlösser ihn von aller Welt abgesperrt hatten? Hätte ohne den starken Halt desselben nicht die Verzweiflung sein Herz mit ihren eisernen, glühenden Krallen erfassen müssen, und war es nicht der Geist des Herrn, des Lichtes und der Erkenntniß, der Duldung und Menschlichkeit, der in der Rede jenes Senators sich der Versammlung mitgetheilt und seine Freiheit erwirkt hatte? „Ja, wo der Geist des Herrn ist, da ist auch Freiheit!“ flüsterte er mit leiser Bewegung der Lippen, seine Hände falteten, seine Knie beugten sich, seine Augen brachen auf nach dem Himmel in einem heißen Gebete stummen Dankes und Lobes zu dem, der seine Gedanken durch den Mund des Apostels hat verkündigen lassen.

Während dessen war Paula oben in der Küche beschäftigt, für den Vater ein Mahl zu bereiten. Der Gefängnißhauptmann hatte ihn gerade zu

einer Zeit entlassen, wo er eine Mahlzeit an ihm ersparen konnte.

Vater und Tochter setzten sich zu Tische; aber Paula war still und zurückhaltend und wagte kaum, wenn Ersterer nach Dem oder Jenem fragte, die Augen vom Teller aufzuheben. Der Vater schob dies Alles auf den Schmerz der Trennung, der sein Kind scheu und vergrämt gemacht habe, so daß das erste Wiedersehen die Spur der vergangenen Tage auszulöschen noch nicht ganz im Stande wäre. Der Meister kam dann auf die Pläne und Entwürfe für neue Arbeiten, die er in dieser Zeit der Muße gemacht habe, zu sprechen, und als er bei dieser Gelegenheit an den in der Werkstatt befindlichen, beinahe fertigen Betstuhl erinnert wurde, so war es sehr natürlich, daß er nach seinem Landsmann, dem Grafen Werdenfels, fragte.

„Hat er gewußt, Paula, was mich betroffen hat?“ fügte er der Frage nach dem Landsmanne hinzu.

Dem Mädchen war es bei diesen Worten zu Muthe, als senkte sich ein zweischneidiges Schwert in ihre Seele, ein leises Zittern durchdrang ihren ganzen Körper und im ersten Augenblicke hatte sie die Fähigkeit verloren, ihrem Vater zu antworten; es fehlten ihr Stimme und Gedanken.

„O ja", sagte sie nach einer Weile und so leise, daß es der Meister kaum hören konnte, „der Graf ist mehreremale hinüber zu Donna Giustina gekommen und hat sich nach Dir erkundigt. Unser Unglück ist ihm sehr zu Herzen gegangen."

Weiter, von ihrem Verkehr mit dem Geliebten und von ihren Herzenserlebnissen erzählte sie nichts.

Am nächsten Tage finden wir den Meister in seiner Werkstätte rüstig schaffend wie sonst und um ihn wieder der Gesellen rüstige, frische Schaar. Nur Einer fehlte, derjenige, durch welchen die Entdeckung der Bibeln veranlaßt worden war. Er hatte keine Schuld, war kein Judas, nur allein unvorsichtig gewesen. Davon war der

Meister überzeugt, und es schmerzte ihn, daß er fehlte. Unter den Uebrigen gingen die Herzen in Freudigkeit auf; der Meister war wieder da, und die Arbeit ging wieder rüstig von statten.

Einige Tage noch waren hinreichend gewesen, den Betstuhl zu vollenden, vielmehr die letzte Feile daran vorzunehmen. Jetzt war auch dies geschehen und voll innerer Genugthuung stand der Meister vor seinem Kunstwerke. Aus dem sinnenden Betrachten desselben wurde er durch den Eintritt des Kurprinzen gerissen. Karl Albrecht hatte von Donna Giustina erfahren, daß Meister Nicolo wieder in seine Behausung zurückgekehrt sei, und war, ohne sich im Hause Vendramini lange aufzuhalten, gekommen, den Vater seines geliebten Mädchens zu begrüßen.

Das Wiedersehen war äußerst herzlich; der Kurprinz schien sehr befriedigt, daß die Arbeit nun vollendet und zu seinem Gebrauche bereit sei.

„Befehlet nur, gnädiger Herr, wohin ich sie soll schaffen lassen; da fällt mir aber ein, Ihr

habt mir Eure Wohnung noch gar nicht gesagt, und ich habe mich noch nicht bemüssigt gefunden, Euch danach zu fragen."

„Wohin?" wiederholte einigermaßen verlegen Karl Albrecht. „Ihr sollt mir das Möbel gar nicht schicken, sondern ich werde es holen lassen — ja, so ist es besser, ich werde es holen lassen. Wie, seid Ihr damit nicht zufrieden?" fügte er fragend hinzu, als sich das Gesicht des Meisters bei dieser Aussicht verdüsterte.

„Offen gestanden, gnädiger Herr, ich lasse mir nicht gern ein Stück abholen, ich bringe es am liebsten in die Behausungen; das ist des Meisters Recht und Stolz."

„Nun gut", gab der Kurprinz zuletzt die Entscheidung, „so bringt es selbst zu mir in den Palast der Correri zum Grafen Werdenfels, aber erst, wenn der kleine Hausaltar fertig ist, den ich von Don Vendramini gekauft habe und den dieser einem geschickten Maler zum Auffrischen gegeben hat — dann erst — nicht eher."

Umsomehr als Meister Scheitler durch die Nennung des Palastes, eines der vornehmsten und schönsten in Venedig, überrascht schien, war dem jungen Manne daran gelegen, daß Jener, indem er den Betstuhl nach der Wohnung des Bestellers brachte, sein Incognito nicht erfahre. Dazu mußte die ganze Dienerschaft des Kurprinzen und Alles, was zu dessen Hause gehörte, vorher noch besonders instruirt werden, obwohl die Prinzen nur als Grafen von Werdenfels überall in der Stadt auftraten. Darum auch das Hinausschieben des Lieferungstermines. Alle diese Vorsichtsmaßregeln halfen jedoch dem Kurprinzen nichts. Was mit unrechten Mitteln verhüllt werden soll, enthüllt sich nur desto eher.

Meister Scheitler hatte den Genuß des wunderbaren Gefühles, welches dem aus der Gefangenschaft Befreiten mit dem von schwerer Krankheit Genesenen gemeinsam ist, nur in den ersten Tagen seiner Rückkehr gekostet; allmälig begannen Schatten seine heitere, klare Stirne zu umdüstern. Sein

Kind war nicht mehr dasselbe, darüber war er sich jetzt klar, wenn er auch weit entfernt war, nach einer Ursache dieser Umwandlung zu grübeln. Der Landsmann kam dabei noch weniger in seine Gedanken; Paula war in dem Nachbarhause ja auch unter dem sichersten Schutz gewesen. Was er am Tage seiner Wiederkehr für eine augenblickliche, durch die Situation herbeigeführte Befangenheit gehalten hatte, mußte er jetzt als eine stehende Stimmung erkennen; Paula ging in Gedanken versunken einher; wenn er mit ihr sprach, schien sie aus einem Traume zu erwachen, und dieses Erwachen war zugleich ein Erschrecken; sie, die meist so fröhlicher, lebhafter Laune, voll ungebundenen, kindlichen Vertrauèns und ohne allen Rückhalt der Seele war, war jetzt ihrem Vater gegenüber stumm, scheu, verschlossen; ihre Augen zeigten die Spuren von Thränen, und mehreremale fand er sie mit dem Gebetbuche in der Hand, was früher nicht allzu oft der Fall war. Eine jugendliche gesunde Natur und eine Tochter

des italienischen Himmels, glaubte sie, ihre Pflichten gegen ihren Schöpfer mit der Frühmesse abgethan zu haben, und wenn sie nicht öfter zum Brevier gegriffen hatte, so geschah das, weil sie eben nicht das Bedürfniß dazu fühlte; denn Gemüthern, denen die Uebung der Religion nur mehr eine Gewohnheit ist, wie den katholischen Töchtern des Südens, wird sie erst durch ein Schuldbewußtsein zum Bedürfniß des Herzens. „Vielleicht“, dachte der Vater bei sich, „ist es doch nur eine vorübergehende Erscheinung, wie dies bei Mädchen ihres Alters so oft beobachtet wird“, und beschloß daher, die Sache abzuwarten und sich so zu verhalten, als bemerke er nichts von dieser Veränderung, die für ihn, der sein Kind mit dem geschärften Auge der Liebe beobachtete, so auffallend und so beunruhigend war. Zugleich machte er es sich zum Vorsatze, Paula aus dem engen, beschränkten, häuslichen Kreise heraus mit dem Leben und Treiben der Außenwelt mehr in Verbindung zu bringen und ihr Kurzweil und Zerstreuung zu verschaffen,

so gut es unter den gesellschaftlichen Verhältnissen damaliger Zeit und insbesondere der Lagunenstadt thunlich war.

Als der Carneval in Venedig vorüber, waren die Fremden zur Abhaltung der Fasten und der Osterandacht nach Rom geströmt. Auch Prinz Clemens August hatte sich von seinem Bruder nicht mehr in Venedig halten lassen und war allein nach Rom gegangen; von ihm ganz abgesehen, bot die Ewige Stadt in der Buß- und Osterzeit ungleich mehr Anziehungskraft; denn nach tollem Treiben hat die Zerknirschung der Seele auch ihren Reiz, und in Rom, im Nimbus des Pontificates, konnte diese Zerknirschung ja auf so kurzweilige und amüsante Weise unter Schaugeprängen und Musik abgemacht werden. Dem vorigen Jahrhundert war Alles conventionell, selbst mit dem lieben Gott hatte es sich auf Visitenfuß gesetzt.

Nach Ostern jedoch war Rom wieder leer geworden, und der Fremdenzug ging wieder nach

Venedig zurück zum Himmelfahrtstage, dem größten Festtage der Republik.

Das Treiben begann schon am Sonntage vor dem Himmelfahrtstage mit der großen Messe, Sensa genannt; da waren wieder Buden auf dem Marcusplatze aufgeschlagen, die Läden und Schaufenster in der Merceria und auf dem Rialto legten ihre schönsten und kostbarsten Waaren aus, und von der Terra firma wurden ganze Wagenladungen von Laub, Blumen und Bäumen eingeführt, um das Fest, den Galatag von Venedig, zu schmücken. Der Mittelpunkt des Vorfestes war die Marcuskirche. Da wurde die Vesper unter dem höchsten Gepränge im Beisein des Dogen, des päpstlichen Nuntius, des ganzen Großen Rathes, der fremden Gesandten und einer ungeheuren Masse Volkes vom Patriarchen von Venedig gesungen. Alle Herrlichkeiten und Reliquien des Schatzes der Marcuskirche waren ausgestellt, die Mütze des Dogen, die goldenen Kronen von Cypern und Candia und der ganze Reichthum an Edelsteinen

und goldenen und silbernen Gefäßen. — In dichten Massen stand das Volk mit dem Ausdruck scheuer Bewunderung der thatsächlichen Offenbarungen vor den kostbaren Reliquien, und wer dieselben mit einer Bewegung der Hände oder des Hauptes berühren konnte, der ging in glückseligem Gefühle von dannen, der hatte sein Fest gefeiert.

Festlust ist epidemisch. So kam am Vorabend Paula's Vater nach Hause und kündigte ihr an, daß er für den morgenden Tag eine Gondel gemiethet habe; Paula habe schon längst gewünscht, die Ceremonie der Vermählung des Dogen mit dem Meere einmal sehen zu können, und morgen, am Himmelfahrtstage, solle dieser Wunsch erfüllt werden.

Der Süden hat unter seinem beständig blauen und sonnengoldenen Himmel gut Feste geben; dieser Festbaldachin spannte sich auch am Himmelfahrtstage über Venedigs Stadt und Volk. Letzteres war sammt und sonders auf den Beinen und in der Nähe des Marcusplatzes, der Piazzetta,

postirt, um den Dogen mit der Signoria den Bucentaurus besteigen zu sehen. Von den drei Mastbäumen vor der Marcuskirche, welche die drei Reiche Venedigs: Rhodus, Cypern und Candia darstellen sollten, wehten seidene Standarten von blauer Farbe mit dem goldenen Löwen, dem Wappen Venedigs. Vor dem Dogenpalaste nach dem Canale grande lag der Bucentaurus, das Staatsschiff der Republik, welches den Dogen, die fremden Fürsten, Gesandten und Senatoren hinaus in das Meer tragen sollte, und auf welchem die Sänger der Marcuskirche bereits versammelt waren. Ueber und über vergoldet war es, an seiner Außenseite mit Bildhauerarbeit überladen, die Meergötter, die Nymphen der Flüsse, Seethiere, die Bildnisse der Gerechtigkeit, Wahrheit, Treue und Wachsamkeit, Apollo und die neun Musen, die zwölf Monate — Alles war daran angebracht und nur Eines fehlte — der Geschmack. Meister Scheitler hatte mit Paula die Gegend um den Dogenpalast durchstreift und dann seine Gondel

bestiegen, um nach dem Lido zu kommen, von dessen Erhöhung man Zeuge des Schauspiels, d. h. der Ausfahrt des Bucentaurus in die See, sein konnte. Das war der vortheilhafteste Platz; hier waren auch die Geschütze aufgestellt, und Vater und Tochter fanden unter dem Menschenmeere gerade noch ein Plätzchen, das ihnen einen freien Ausblick auf die See gewährte.

Von den Thürmen der Stadt schlug die zehnte Stunde. Das war das Signal, auf welches die Glocken aller Kirchen zu läuten begannen, Geschützdonner über die Stadt dahindröhnte und der Doge den Bucentaurus bestieg. In fast athemloser Spannung harrte das Volk; nicht sehr lange währte es, so fingen die Geschütze des Lido und des Forts an, von Neuem ihre eherne Stimme ertönen zu lassen, und mitten durch den dumpfen Donner klangen aus der Ferne die Hymnen der Sänger, und das Gejauchze des Volkes sagte, daß das Schiff in Sicht war. Bedächtig wie die Staatsweisheit, stolz wie die Vergangenheit Be-

nedigs, schwamm es daher, umgeben von vielleicht tausend Barken und Gondeln, von deren schwarzer Eintönigkeit die farben- und goldbedeckten der fremden Gesandten leuchtend sich abhoben — immer näher und näher kam das schwimmende Prachtgebäude, jetzt hielt es an der Insel St. Helena an; dort nahm es den Patriarchen von Venedig und die Geistlichkeit an Bord. Letztere waren einem alten Gebrauche gemäß, in welchem sich die Enthaltsamkeit und einfache Lebensart der Geistlichen früherer Zeiten im Andenken erhalten hatte, im Kloster der Olivetaner-Mönche mit Wasser und Kastanien bewirthet worden und vertheilten nach ihrem Erscheinen an Bord, ebenfalls nach altem Gebrauche, kleine Sträuße aus künstlichen Blumen. Die Ruder setzten sich wieder in Bewegung; das Schiff ist so hoch, daß man den Dogen, der im Hintertheil desselben seinen Platz hat, ganz deutlich erkennen kann. Die Kanonen donnern, die Glocken läuten, die Hymnen ertönen und das Volk jubelt.

Sowie der Bucentaurus über die beiden Forts vom Lido und von St. Erasmo hinaus war, fuhr er noch ein Stückchen an der Seite des Lido hin, worauf das Hintertheil des Schiffes sich dem Meere zukehrte. Jetzt war der Augenblick der Feierlichkeit gekommen; der Doge, in einem Mantel von Goldbrocat mit der Mozetta, einem Kragen von Hermelin, und mit der eigenthümlich geformten goldenen und mit Diamanten besäeten Fürstenmütze auf dem Haupte, erhob sich von seinem thronartigen Sitze; von dem Patriarchen in pontificalibus wurde ihm ein Gefäß mit Wasser gereicht, welches zum Schutze vor den Stürmen des Meeres geweiht war; er trat mit demselben an den Rand des Schiffes und goß es in das Meer; darauf wurde ihm auf einem Kissen von silbernem Stück ein einfacher goldener Ring dargeboten, er ergriff denselben und warf ihn durch eine vor seinem Sitze befindliche Oeffnung in die dunkle Fluth, und dazu sprachen seine Lippen in lateinischer Sprache: Hiemit, o Meer, vermählen wir uns mit dir zum

Zeichen der wahren und unaufhörlichen Herrschaft.

Das war der symbolische Hergang der unebenbürtigen Ehe eines alt gewordenen Staates mit dem ewig jungen Meere, eines Gebrauches, der zu einer Zeit, als die Republik noch die Herrscherin über die Meere war, eine Bedeutung hatte; jetzt war nur das Symbol, die leere Hülse übriggeblieben. Ueber die Entstehung dieser halb heidnischen, halb christlichen Ceremonie gingen die verschiedenartigsten Sagen. Das Wahrscheinlichste möchte sein, daß man in früher christlicher Zeit die gegen das feste Land anstürmenden Meeresfluthen mit dem geweihten Wasser zu dämmen gesucht und mit der wachsenden Macht des kleinen Freistaates dieser feierlichen Handlung den aus dem Heidenthum herrührenden Gebrauch der Vermählung mit dem Elemente hinzugefügt und so aus Beiden eine Haupt- und Staatsaction gemacht hatte.

Sobald die Feierlichkeit vorüber war, strömte der größte Theil des versammelten Volkes nach

der Kirche S. Nicolo auf dem Lido; dort mußte der Patriarch nach der stattgehabten Vermählung das Hochamt celebriren, und der Doge mit seinen Gästen und seinem ganzen Gefolge demselben beiwohnen. Meister Scheitler betrat in seinem herben und streng ausgeprägten protestantischen Bewußtsein keine katholische Kirche; er hätte sich also von Paula trennen müssen; anstatt dessen schlug er seiner Tochter vor, sich an der Stelle zu postiren, wo das Staatsschiff anlegen mußte, um auf diese Weise den ganzen Zug vorüberkommen zu sehen. Das war nicht sehr schwer, denn, wie bereits bemerkt, hatte sich der größte Theil des Volkes zerstreut und Vater und Tochter fanden einen Platz, von dem aus sie die Vorübergehenden ganz bequem sehen konnten.

Als das unförmliche, goldene, von hundertundsechzig jungen rudernden Männern in Bewegung gesetzte Fahrzeug dem Ufer nahe gekommen war, verließen zuerst die Senatoren in den langen, scharlachrothen Talaren mit den bis auf die Erde

reichenden Aermeln dasselbe und stellten sich paarweise zum Zuge auf, dann die Geistlichkeit in ihren von Gold und Edelsteinen strahlenden priesterlichen Gewändern, darauf der Patriarch von Venedig, hinter demselben die fremden Gesandten, weiter der Feldmarschall oder Generale di Sbarco, ein deutscher Graf von Schulenburg, mit gezogenem Degen unmittelbar vor dem Staatshaupte hergehend, zuletzt der Doge selbst. Scheitler stieß Paula an, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Voran gingen dem Dogen sechs Standarten, sechzehn himmelblau gekleidete Trompeter mit rothen Mützen und silbernen Trompeten, sechs Pfeifer in rother Seide und zwölf schwarzgekleidete Schildträger.

„Er geht nicht allein", flüsterte Scheitler seiner Tochter zu. „Der zur Linken ist der Cardinal. Siehst Du, Kind, das ist der Mann —" Er mußte einen Moment innehalten; die frische Erinnerung an das Erlebte hatte ihm die Worte geraubt, als er den von Kopf bis zu Fuß roth-

gekleideten Mann, der den rothen Hut auf dem Rücken trug, wiedersah.

Zur Rechten hatte der Doge noch einen zweiten Begleiter.

„Das kann nur ein Prinz sein", flüsterte Scheitler seiner Tochter zu, „denn nur Prinzen und Cardinäle können mit dem Dogen gehen. Sieh — sieh, Paula, die Brillantknöpfe auf dem blausammtnen Kleide und die Ordenskette um den Hals. Wenn nur mein Auge scharf genug wäre, sein Gesicht zu erkennen. Ich mag Fürstenart immer gern." Aber Paula sah es und ihr war, als müßte die Erde unter ihr einsinken; denn der an der Seite des Dogen ging, war der Geliebte, an dessen Herzen ihr Haupt geruht, und eben, daß er an dieser Stelle ging, darin lag die augenblickliche Ahnung ihres Elends. Der Vater hatte den Kurprinzen nicht erkannt und hatte keine Ahnung von dem Jammer, der im gleichen Momente das Herz seines Kindes zusammenpreßte. An der Pforte der Kirche harrte die Clerisei mit dem

Patriarchen an der Spitze, des Dogen und seiner hohen Begleiter; in den weihrauchérfüllten hohen Hallen rauschten Orgeltöne auf, ertönten Hymnen und Posaunen; durch das knieende Volk schritt stolz segnend der Patriarch dahin und draußen hielt ein armer Vater, nichts ahnend, sein unglückliches Kind in seinen zitternden Armen.

* * *

Der Kurprinz hatte in der Zeit von der Rückkehr Meister Scheitler's aus dem Gefängnisse bis zum Sonntage vor Himmelfahrt seine Besuche regelmäßig fortgesetzt. Beim Abschiede nach einem dieser Besuche fühlte Paula, wie der Geliebte ihr ganz schnell einen Gegenstand in den Aermel ihres weißen Leinwandkleides schob und dann plötzlich davon war. Es war ein goldenes medaillonartiges Kleinod, und als sie es öffnete, hätte sie fast einen lauten Freudenschrei ausgestoßen, denn aus der innern Seite desselben schaute das Miniaturbild des Geliebten sie an, aber bald wurde ihre Freude auch wieder gedämpft, als sie erkannte,

daß das Medaillon im Kleinen dem Altare nachgebildet war, unter dessen Bild die unglückseligen Worte standen: Das Weib ist zu Thränen geboren. Den Vorwand hatte immer die Arbeit liefern müssen; einmal hatte er dem Meister Zahlung geleistet in lauter blinkenden Ducaten; Letzterer wollte diese zwar nicht eher annehmen, bevor das Stück abgeliefert sei, aber der Kurprinz wußte in seiner verbindlichen und ritterlichen Weise diese Scrupel zu beschwichtigen; dann suchte er sich wieder zu erkundigen, wie weit die Restauration des kleinen Altars gediehen sei, sprach auch von weiteren Plänen für Arbeiten, und Meister Scheitler hatte den Landsmann, der so feinsinnig auf seine künstlerisch geläuterten Ideen einzugehen schien, immer lieber gewonnen und niemals unterlassen, ihn nach oben zu bitten, so auch heute. Es war das erstemal, daß die Liebenden sich nach der Procession am Himmelfahrtstage wiedersahen. Es war dasselbe Zimmer wie sonst, der gleiche Tisch, an dem sie saßen, die nämliche Sonne warf durch

dieselbe Stelle ihren goldenen Strahl, aber der weingefüllte Pocal lud den Kurprinzen nicht, wie ehedem, zum labenden Trunke ein, ein Blick in Paula's stille Augen war ihm einst die herzlichste Credenz gewesen, und nun wagte er nicht mehr, nach ihnen hinüber zu schauen, und wenn, dann waren sie von dem dunklen Schleier der feuchten Lider bedeckt. Was Paula heute auch that, verrichtete sie in einem schlafträumenden Zustande, jede Frage schien sie zu erschrecken, jede Antwort kam kurz, abgebrochen und mit einer gewissen Herbe heraus, die heitere Unbefangenheit in Wort, Blick und Gedanken war zwischen Beiden entschwunden, und an Stelle derselben hatte sich ein düsterer Schatten eingefunden, der jeden Anlauf zu freier, heiterer Stimmung erstickte und die beiden Herzen nur mit Seufzern füllte. Dieser Schatten saß wie ein Gespenst am Tische, nur von den Beiden, nicht vom Vater gesehen, und schien unverwandten, stieren Blickes nach dem Pocale zu deuten und den hellen, goldenen Wein in ein flüs-

siges, verzehrendes Feuer zu verwandeln und dabei zu sprechen: Dieser Wein ist Saft vom Apfel des Paradieses, und dieser Apfel war vom Baume der Erkenntniß — wehe dem, der davon gekostet!

Dieses Spinnen und Weben der feinsten und geheimsten Seelenfäden ging nur zwischen Beiden allein vor. Meister Scheitler wurde davon nichts gewahr, er schien mit anderen Gedanken beschäftigt, denn nach langem Schweigen reichte er seinem Gaste die Hand und sagte:

„Wenn Ihr heimkommt, grüßt mir meine Berge. Mein Lebtag hab' ich darauf hingearbeitet, nochmals den Heimathweg machen zu können. Es wird wohl nicht mehr so weit kommen, drum geb' ich Euch meinen Gruß auf — vielwerther Landsmann."

Der Kurprinz äußerte seine Verwunderung über eine derartige Aeußerung. „Ich weiß selbst nicht", war des Alten Antwort, „aber es ist mir, als ob wir uns heute zum letztenmale sähen."

„Ich denke noch gar nicht daran, abzureisen“, versicherte der Kurprinz.

„Und es ist mir doch so, als ob wir zum letztenmale bei einander säßen. Ich kann's nicht anders sagen — und daß es mir leid ist, mögt Ihr vorweg glauben.“

Der junge Mann wurde fast gereizt von dieser wiederholten Aeußerung einer Möglichkeit, die seinem Willen und Vorsatze geradezu widersprach. Er kam nicht auf den Gedanken, daß aus dem Munde des Meisters keine Zufälligkeit, sondern eine Nothwendigkeit sprach, zu der das Saatkorn von ihm selbst ausgestreut worden war und das da unter der Oberfläche keimte und trieb, wenn auch seinem Blicke verborgen. Wissen wir, wohin der Wind ein Samenkorn verweht, und stehen wir nicht oft betroffen still, sehen wir einen grünen Trieb weit ab von dem ihm eigenthümlichen Boden und aus einer ihm ganz fremden Umgebung plötzlich vereinzelt aufschießen? Ist nicht die Aeußerung Meister Scheitler's ein solcher Schößling des Waltens und

Wehens jener ewig geheimnißvollen Macht, die sich uns nur in ihrem obersten Gesetze der Nothwendigkeit offenbart?

Endlich wurde Karl Albrecht's glühender Wunsch erfüllt. Um den Gedanken einer Trennung zu verscheuchen, hatte der Meister das Gespräch auf ein hübsches altes Holzschnitzwerk geleitet, welches er ganz zufälligerweise bei dem Abbruch einer alten Kirche in Basilikenform von den Maurerleuten erworben hatte. Nach seiner Meinung mußte es aus dem 12. Jahrhundert stammen, und er war in die Werkstatt hinabgegangen, um es heraufzuholen. „Paula", flüsterte der Kurprinz, des Mädchens Hand ergreifend; sie fühlte sich fieberheiß an, er nahm sie, um sie zu kühlen, zwischen die seinigen und fuhr in tiefinnigem, fast bebendem Tone fort:

„Dein Gemüth ist bedrückt, Paula. Warum doch, mein trautes Herz? Ich hab' Dich so lieb und will treu Dich halten."

Paula schüttelte, ohne aufzublicken, langsam das Haupt und sagte fast tonlos:

„Und doch wird es zu Ende gehen. Der Vater hat Recht — müßt's nicht so schön gewesen sein."

Sie beachtete den überraschten Ausruf des Geliebten nicht, sie ließ ihre Hand in der seinigen ruhen, er zog dieselbe an das Herz, gleichsam, um sie der heißen Schläge desselben zu versichern, dann faßte er wieder ihre vollen braunen Locken zusammen und berührte sie mit seinen heißen Lippen. Sie ließ, wie versunken in den Genuß eines letzten Glückes, dies Alles ruhig geschehen, bis unten das Geräusch der fallenden Thüre sie an die Rückkehr ihres Vaters erinnerte. Von einem jähen Gefühle verwandelt, aufgeschreckt, warf sie sich an die Brust des Geliebten:

„Warum hast Du mir nicht gleich vertraut, was ich doch zu meines Lebens Elend habe erfahren müssen, daß Du ein viel Vornehmerer bist, als Du Dich ausgegeben? Nun ist's zu spät — zu End' — Ade! O wäre es schon zu Ende! Mit uns ist's Ade für immer!"

Es war der Nothschrei, den sie seit jenem unglückseligen Himmelfahrtstage in ihrem Innern verhalten hatte und der sich nun von ihrem gedrückten, zerstoßenen, verzweifelten Herzen losrang — schrill — mit stürmischer Leidenschaftlichkeit und voll innerlichen Jammers — eine Secunde wilden, entfesselten Schmerzes — dann wieder Todtenstille — und nur noch als Letztes eine Thräne. Sie fiel auf seine Hand, auf sein Herz, schwer, glühend, wuchtig wie ein zweites Gewissen — er hatte einen Augenblick, wo auch ihm zu Muthe war, als müßte er in Schmerzen zusammenbrechen, aber nur einen Augenblick, dann hatte er wieder einen Halt gewonnen — in einem Entschlusse.

Als der im Innersten ergriffene Fürstenjüngling in den Palazzo Correri zurückgekehrt war, brachte ihm Loisl von der Au, sein Leibhaiduk, die Nachricht, daß Seine hochfürstliche Gnaden Prinz Clemens August mit Gefolge ganz unerwartet aus Rom zurückgekehrt „seien". Dem Kurprinzen kam diese Kunde ebenso überraschend,

als sie den Loisl mit Freuden zu erfüllen schien; denn voll Jubels erzählte er, daß der Heilige Vater in Rom Seiner hochfürstlichen Gnaden dem Prinzen ein von ihm am Ostertage geweihtes Agnus Dei extra für ihn, den Loisl, mitgegeben habe.

„Wo ist der Prinz?" fragte Karl Albrecht, von einem plötzlichen Gedanken bewegt.

„Hochfürstliche Gnaden werden in hochdero Gemächern sein."

„So geh', Loisl, und melde mich an."

Aber schon in der nächsten Secunde, als der Haiduk bereits auf den Beinen war, widerrief er den Befehl und sendete den Haiduken in das Quartier des Grafen von Belle-Isle mit dem Auftrage, daß der Graf sich zu ihm bemühen möchte.

Nach einer Stunde trat der Gerufene in das Gemach, in welchem wir dem Frühstück beigewohnt hatten, heiter, lächelnd wie immer, wenn auch nicht ohne eine gewisse Spannung auf das, was ihm der Kurprinz zu sagen haben würde.

„Graf Belle-Isle“, redete ihn dieser französisch an, als sie Beide allein waren, und Karl Albrecht zur Vorsicht die schweren, dichten Teppiche vor die Thür gezogen hatte, „ich glaube, daß Sie mir treu und ergeben sind, und mache Sie daher zum Vertrauten in einer Sache, die zwischen uns Geheimniß bleiben soll. Weder Spreti, noch Preysing wissen von derselben; es wäre mir auch gar nicht zweckdienlich, denn ich weiß gewiß, daß ich bei ihnen auf Widerstand stoßen würde, den ich nur gerecht finde; sie sind in einem gewissen Kreise von Traditionen und Anschauungen festgebannt, während ich bei Ihnen, dem Franzosen, wohl einen freieren Blick voraussetzen kann.

Ein aufmerksamer Beobachter hätte bemerken können, wie im Laufe dieser Rede die Züge des Franzosen eine steigende Spannung verriethen.

„Das Vertrauen Eurer kurprinzlichen Gnaden“, nahm Belle-Isle das Wort, „beglückt mich in so hohem Grade, daß ich kaum Worte zu finden vermag, Ihnen zu betheuern, wie weit meine

Ergebenheit für Sie, mein gnädigster Herr, geht. Wenn ich Ihnen in etwas mit meiner schwachen Kraft zu Diensten sein kann, verfügen Sie über mich."

„Vorerst nur eine Frage, Belle-Isle. Glauben Sie, daß sich in Venedig ein Priester finden wird, der heimlich eine Ehe einsegnen würde?"

Der Gefragte blieb die Antwort schuldig; seine Ueberraschung war größer als seine diplomatische Gewandtheit, die Alles, aber nur nicht eine derartige Frage erwarten zu können geglaubt hatte. Es währte eine geraume Weile, bis er das Wort wiederfand, und dieses lautete: „Dürfte ich mir wohl die Frage erlauben, wer diese heimliche Ehe eingehen will?"

„Wie, Sie fragen noch? Ich will sie eingehen."

„Sie, Monseigneur? Und mit wem, wenn mir diese unterthänigste Frage erlaubt sein sollte?"

„Mit wem?" wiederholte Karl Albrecht, mit der Antwort zögernd. „Das kann Ihnen sehr

gleichgültig sein, nur soviel mögen Sie wissen, daß es keine Fürstentochter ist, sondern ein Mädchen, dessen Stammbaum sehr im Dunklen liegt und das auch gar keinen Anspruch darauf macht, Kurfürstin von Baiern werden zu wollen."

„Aber haben Euer kurprinzliche Gnaden die Folgen auch reiflichst erwogen?"

„Was ist da zu erwägen", rief der Kurprinz leidenschaftlich aus, „wo die Nothwendigkeit und die Ehre mir gebieten?"

„Bedenken Sie, Monseigneur, daß Sie auf die Thronfolge in Baiern verzichten müßten; bedenken Sie, wie viele große Hoffnungen auf Sie gerichtet sind; bedenken Sie den Kurfürsten, Ihren Vater —"

„Es ist nichts mehr zu bedenken, sage ich Ihnen, Graf — und alle — alle Bedenken müssen schwinden vor dem Elend, das ich in einem Herzen angerichtet habe, das mich anklagt und Sühnung von mir fordert. Ich muß — muß! Es ist auch nicht der erste Fall im Hause Baiern, ich

werde mit ihr glücklich sein, das weiß ich — freilich", fügte er langsam und nachdenkend bei — „auf die Nachfolge in Baiern und auf so Vieles, was ich geträumt und gehofft, werde ich verzichten müssen — — — Es hilft nichts, Graf, schaffen Sie einen Priester!"

Des folgenden Tages machte der Kurprinz einen Besuch am Ponte del Paradiso. Er wollte überhaupt das Haus des Bildschnitzers nicht eher wieder betreten, als bis er von Belle-Isle Nachricht hatte und des Priesters versichert war. Paula zu dem Schritte zu überreden, dünkte ihm nicht das Schwerste; sie hatte nach seiner Meinung keine Wahl.

Zwei lange Tage wartete Karl Albrecht vergebens auf den Grafen; endlich am dritten, als er, über die Brüstung des Altans gelehnt, in den Canal hinabstarrte, sah er die Gondel der französischen Ambassade anlegen. Ahnung und Wunsch wurden ihm erfüllt; es war Belle-Isle, der in das Erdgeschoß des Palastes eintrat, ohne daß er

jedoch seinen Blick nach oben gerichtet und den Kurprinzen bemerkt hätte. Dieser hielt gespannt den Blick auf die Thür gerichtet; Belle-Isle kam nicht. Unruhig ging er mehreremale auf und ab, blieb dann wieder stehen, voll Erwartung die Thür im Auge behaltend, aber — der Graf kam nicht, und doch hätte er schon zehnmal den Weg vom Eingange des Palastes bis in das erste Stockwerk zurückgelegt haben können. Jetzt wurde der Kurprinz ungeduldig, klingelte hastig, Loisl kam in den Liago gestürzt und sagte auf die drängende und ungeduldige Frage seines Herrn aus, daß Graf Belle-Isle allerdings in das Haus gekommen sei, seinen Weg jedoch nach den Gemächern des Prinzen Clemens August, bischöfliche Gnaden, genommen habe.

„Zu meinem Bruder?“ fragte überrascht der Kurprinz, als Loisl pflichtschuldigst seinen Bericht abgestattet und sich entfernt hatte. „Was hat Belle-Isle bei meinem Bruder zu suchen?“

Noch eine Weile mühte sich der Kurprinz mit

dieser Frage ab, dann kam der sehnlichst erwartete Franzose.

„Wissen Sie auch, Graf", lautete die etwas pikirte Anrede des Kurprinzen, „daß ich den Rang vor meinem Bruder habe?"

„Wie so, Monseigneur?" fragte verblüfft Belle-Isle.

„Weil Sie meinem Bruder zuerst die Visite geben und mich hier mit einer Ungeduld warten lassen. Was haben Sie mit Clemens zu schaffen?"

Aus der letzten Frage sprach ein Argwohn und Belle-Isle fühlte die Nothwendigkeit, diesem zu begegnen.

„Ich habe", suchte er so unbefangen wie möglich zu antworten, „Monseigneur meine Aufwartung gemacht und mich über die politische Stimmung der römischen Curie gegen die Regierung unseres jugendlichen Souverains von Frankreich zu informiren gesucht."

Mit dieser Erklärung schien Karl Albrecht zu-

friedengestellt, denn seine nächste, in dringender Hast hervorgebrachte Frage war:

„Nun, haben Sie einen Priester gefunden?"

„Ich glaube, einen gefunden zu haben."

„Sie glauben nur? Was soll das heißen?"

„Einen von den Mönchen von St. Onofrio, aber noch bin ich seiner nicht ganz versichert."

„Aber wann — wann, Graf? Die Zeit schleicht mir so langsam und unheimlich dahin, wie das Wasser der Lagune da unten. So lange Sie mir keine Nachricht bringen, so lange kann ich auch keinen Trost ihrem Herzen bringen, das auf mich hofft. Sie in Unruhe, Angst, vielleicht gar in stiller Verzweiflung zu wissen — o, das quält mich, das nagt an mir wie mit tausend Gewissensbissen. Ich gehe umher wie ein Verurtheilter — ihr thränenvolles Antlitz schaut in meine Träume, kein lachender, freudiger Ausblick, immer nur dieses dunkle, gespenstische Wasser da unten, aus dem die grauen Spukgestalten auf-

steigen und ihre riesenlangen Arme herauf nach mir ausstrecken."

„Es ist sehr gefährlich, Monseigneur, sich solchen Phantasien zu überlassen. Mein Gott, wer wird sich aus einer solchen Bagatelle etwas machen? Ich begreife wirklich die Deutschen nicht — Monseigneur müssen einmal die hohe Schule von Paris durchmachen oder sich hier mehr Zerstreuung verschaffen. Man pflegt in der christlichen Welt sieben Todsünden anzunehmen; bei uns in Frankreich giebt es nur eine — die Langeweile. Die ganze Sache ist, Monseigneur langweilen sich, und von Langeweile kommt alles Uebel."

So sprach der junge, galante, beredte Franzose noch eine Weile, und der Kurprinz hörte ihm zu. Endlich rückte Ersterer mit einem Vorschlag heraus, natürlich nur um Monseigneur den Gefahren seiner schwarzen Laune zu entziehen und in heitere, seiner Jugend angemessene Stimmung zu versetzen.

„Die Ambassade ist gestern Abends avisirt worden, daß auf der Rückfahrt aus den sicilischen

Gewässern zwei französische Kriegsschiffe fünf Meilen von hier, so gut und nahe die Tiefe der See überhaupt eine Annäherung zuläßt, vor Anker gegangen sind und den Auftrag haben, unsere Depeschen einzunehmen. Unser Minister hat mir zu diesem Zwecke zwei Barken der Ambassade zur Verfügung gestellt, und wenn Monseigneur die Gnade haben wollten, von der Partie zu sein und der französischen Marine die hohe Ehre Ihrer Anwesenheit zu schenken, so wäre vielleicht auch Prinz Clemens nicht abgeneigt, Ihrem erhabenen Beispiele zu folgen, und selbstverständlich sind auch die Cavaliere Eurer kurprinzlichen Gnaden geladen."

Karl Albrecht sagte zu; die Partie sollte noch an dem nämlichen Tage erfolgen, das Nachtlager an Bord der Duchesse de Berry genommen werden, die Rückfahrt am nächsten Tage stattfinden. Zur bestimmten Stunde hielt die Barke vor dem Palaste Correri. Reiche Blumengewinde schlangen sich um die üppigen Schnitzereien und Vergoldungen,

und ein leiser Wind blähte die seidenen Flaggen, von denen die eine die goldenen französischen Lilien auf blauem Grunde, die andere die blau und weißen baierischen Wecken trug. Ein Musikcorps befand sich an Bord, und als der Kurprinz, begleitet von seinem Bruder und den Grafen Preysing und Spreti, auf der Marmortreppe erschien und, ehrfurchtsvoll empfangen von Belle-Isle und mehreren Herren der französischen Ambassade, dieselbe herabschritt und das Fahrzeug bestieg, wurde er von schmetternden Fanfaren begrüßt, und unter den Klängen der Musik schwamm die imposante Barke durch den Canal grande hinaus in die Lagune, der offenen See entgegen.

So angenehm die Fahrt, so vortrefflich Alles von dem Grafen zur allgemeinen Ergötzung vorbereitet und so sichtlich sein Bemühen war, eine frohe festliche Stimmung hervorzubringen, so wenig wollte ihm das gelingen. Der Kurprinz war still, ernst, fast traurig in sich gekehrt; alle Versuche, ihn zu erheitern, drohten zu scheitern, selbst

Spreti mit seiner stets schlagfertigen Eßlaune, die fast niemals ihre Wirkung auf seinen Herrn versagt hatte, selbst dieser erwies sich heute als machtlos gegen den dunklen Dämon, der Geist und Sinn des Kurprinzen in seinen Banden hielt. Als die Barke an einer Stelle angelangt war, wo die Häuser und Paläste, die Thürme und Kuppeln der Stadt, wie mit Riesenarmen aus dem Wasser emporgehoben, sich in ihrer wunderbaren Gesammtheit dem Blicke darboten, erhob sich der Kurprinz, wie von einem plötzlichen Gefühle aufgeschreckt, von seinem Platze, wendete sich der Stadt zu und hielt lange stumm und sinnend den Blick auf dieselbe gerichtet.

„Was ist Dir, Carli?“ wendete sich Clemens August mit fast zögernder Frage an seinen Bruder.

„Einbildung —“ antwortete Karl Albrecht. „Kehre Dich nicht daran, Pfäfflein“, fügte er mit wehmüthigem, aber liebenswürdigen Tone hinzu. „Ich hatte in dem Augenblicke ein Gefühl, als sähe ich die Stadt zum letztenmal, und als müßt’

ich Abschied nehmen. Was Einem oft doch für sonderbare Gedanken und Grillen durch den Kopf gehen!"

Belle-Isle und Clemens August wechselten bedeutsame Blicke. Das war fast das Einzige, was der Prinz während der Fahrt sprach, dann fiel er wieder in den vorigen träumenden, apathischen Zustand zurück, richtete hie und da einmal eine Frage an einen der Herren seiner Umgebung, und ließ, den rechten Arm zur Gondel hinaushängend, das Wasser des ruhigen, sonnenbeglänzten, aber nun von der Gondel frisch und keck durchschnittenen und plötzlich bewegten Wasserspiegels durch seine Hand gleiten. Im Innern glaubte er eine stille Musik zu hören — das leise, schwer und wehmüthige Ausklingen eines Liedes, das ihn an Herz und Geist gefaßt und die Seele hoch erhoben hatte.

Nur einmal noch wurde seine Aufmerksamkeit von einer Gondel angeregt, die in ziemlicher Entfernung, aber als ein unter französischer Flagge segelndes Fahrzeug deutlich erkennbar, denselben Weg wie die

Barke nahm. Er fragte deshalb den Grafen, ob die Gondel ebenfalls zu seinem Gefolge gehöre.

„Es sind meine Leute“, lautete Belle-Isle's Antwort, „mit Geschirren und Vorräthen, da vorauszusehen ist, daß ein Kriegsschiff zur Bewirthung und Beherbergung eines so hohen Gastes nicht vorgesehen sein dürfte.“

Immer rascher flog die Barke dahin, gleich als ob sie Eile hätte, ihrem Ziele baldigst nahe zu sein; da dröhnte Kanonendonner über den Meeresspiegel dahin — es war das Zeichen, daß von dem Kriegsschiffe die Gondel in Sicht war. Die Musikbande antwortete auf das kriegerische Salutiren mit einem Triumphmarsche — und nicht mehr lange, so lagen sie da — die schwimmenden Colosse, aus hundert Löchern mit erzenen Augen schauend, mit allen Flaggen und Segeln, als sollte es schnurstracks in die hohe See gehen. Neue Salutirschüsse — neue Musikklänge, und dazu brüllten die Matrosen ihr Willkomm.

An Bord des Schiffes war zwar Alles wie

zu einem Feste hergerichtet, aber doch wieder so ruhige, angestrengte Thätigkeit, die gerade nicht zur Festruhe stimmte. Die Barke legte an; die Schiffsleiter ward niedergelassen, der Befehlshaber und seine Officiere in großer Uniform stiegen herab und begaben sich an den Bord der Gondel, um dem Kurprinzen die Honneurs zu machen. Karl Albrecht antwortete auf die Einladung des Capitäns, seiner „schönen Herzogin“ die hohe Ehre eines Besuches zu erweisen, mit der ihm angeborenen, schüchternen Grazie, und geleitet von dem Capitän stieg er die Leiter hinauf, nach ihm Clemens August, dann Belle-Isle und die Cavaliere der beiden Prinzen.

Es war das erstemal, daß die baierischen Prinzen ein Fahrzeug von dieser Größe und Bedeutung sahen. In der Heimat, auf dem Starnberger See lag zwar eine goldene Arche, ein kurfürstliches Fahrzeug, das vielleicht nicht kleiner war als dieses Kriegsschiff, aber dieses war nur zum Spiele einer prächtigen Laune da, wohin-

gegen aus dem Kriegsschiffe der Ernst eines eisernen Zweckes sprach. Darum auch der rege Antheil, den der Kurprinz dem Baue und allen Einrichtungen widmete. Vom Verdecke führte der Befehlshaber seine Gäste bis hinab in die Kielräume und beschloß den Rundgang mit einer Einladung in die Capitäns-Cajüte. Hier wartete eine gedeckte und mit allen Erfordernissen eines splendiden Diners und tüchtigen Seehungers besetzte Tafel der Eintretenden.

„Ach“, rief der Kurprinz seinem Führer zu, „ich sehe wohl, Herr Capitän, daß Sie sich auf Courtoisie ebenso gut verstehen, als auf das Commando über Ihre Feuerschlünde.“

„Wie es mir befohlen war, Monseigneur“, versetzte der Capitän und zeigte mit einer stummen Geberde auf Belle-Isle, als ob von diesem Alles angeordnet worden wäre.

„Der Graf ist ein unverbesserlicher Verschwender“, fuhr Karl Albrecht scherzend fort. „Wenn ich einmal ein großer Kaiser werde, Alles können

Sie werden, Graf, nur mein Schatzmeister nicht; denn nach einem Monate würden ich und Sie ausgesäckelt sein."

In dem Momente hielt er im Sprechen inne — er hatte durch die Cajütenluke einen Blick hinaus auf die See geworfen — dann wieder einen — in einem Nu war er bleich geworden, dann wieder blutroth von einem Gedanken, einem Verdachte, der in ihm aufstieg, und zugleich rief er dem Befehlshaber mit einem Schreckenslaute zu:

„Herr Capitän, das Schiff ist ja in Bewegung!"

„Gewiß, Monseigneur, und so lautete mein Befehl."

„Welcher Befehl?" schrie der Kurprinz auf.

„Den mir der Graf Belle=Isle im Auftrag unseres Ministers in Venedig hat zugehen lassen."

„Das ist eine Lüge!"

„Monseigneur — kein Wort mehr!"

Laut und leidenschaftlich machten die beiden aufgeregten Stimmen sich hörbar, und es war

gut, daß der Kurprinz vor innerer, stürmischer Aufregung keines Wortes mehr fähig war; denn der Seemann hatte die Hand an den Degen gelegt, so fest, entschieden und trotzig, daß wahrscheinlich keine äußere Rücksicht diese heißblütige Natur abgehalten hätte, der Drohung die Erfüllung folgen zu lassen. Der Bescheid des Capitäns hatte genügt, den jungen Mann die Intrigue, die ihm gespielt worden war, klar sehen zu lassen; Belle-Isle war nirgends zu sehen, auch nicht Clemens August, noch einer der Cavaliere, augenscheinlich waren Alle eingeweiht, und man hatte den Kurprinzen in Erwartung der Scene, die sich nun entfalten würde, mit dem Capitän allein gelassen. Alles Blut war aus dem jugendlichen Gesichte des Prinzen gewichen — seine Stimme bebte und an seinem Kleide konnte man sehen, in welch stürmischer Bewegung sich das Herz hob und senkte. Doch war ihm die Besinnung wiedergekehrt und so viel Ueberlegung, daß er die sehr naheliegende Frage fand:

„Wo geht das Schiff hin?

„Nach Marseille, Monseigneur“, meldete der Capitän, wobei er immer noch die Hand am Degen hielt.

„Ich will aber nicht nach Frankreich — darum nicht, weil man mich mit Gewalt dorthin bringen will. Werfen Sie Anker und hemmen Sie den Lauf des Schiffes — ich will nach Venedig zurück — werfen Sie Anker — ich befehle es Ihnen.“

„Auf hoher See hat mir Niemand zu befehlen, da gilt nur meine Ordre, in fünf Tagen muß ich in Marseille sein und werde ich auch dort sein.“

Mit der vollen Behendigkeit der Jugend und in Einem Sprunge war der junge Mann auf der Schwelle der Cajüte.

„Wohl denn, Herr Capitän! Sie sagen mir, daß Sie keinen Befehl annehmen dürfen; aber ich sage Ihnen, nach Marseille bringen Sie mich doch nicht. Tragen die Wellen dieses Schiff, so

werden sie ja mich auch tragen — ich muß nach Venedig zurück!"

Nicht schwer war es für den Befehlshaber, die Absicht seines Gastes zu errathen, nämlich sich über Bord zu werfen und als Schwimmer die Stadt wieder zu erreichen, ein Unterfangen, das ihm den sicheren Tod gebracht hätte. Statt aller weiteren Erörterungen drängte sich der Capitän an die Cajütenthür, drehte den Schlüssel, zog ihn ab, und ihn einsteckend, sagte er zu dem Kurprinzen:

„Monseigneur, nun ist jeder Versuch vergebens."

Da der arme unglückliche Prinz einsah, daß kein Befehl und kein Protest ihm etwas helfen würden, und daß er sich ergeben müsse, so leistete er auch nicht weiter Widerstand. Er wurde still, allmälig wichen Zorn und Wuth aus seinem Herzen und nur Eines blieb darin, die Erinnerung an sein Lieb, von dem man ihn grausam und mit wohlüberlegtem Plane hinweggerissen hatte,

an das Herz, das sich von ihm nun verlassen glauben und seiner Herzensangst kein Ende wissen wird, an Paula, die er vielleicht zum letztenmale gesehen hat, deren Bild seine Seele mit dem Schmerze seligster Erinnerung und seine Augen mit Thränen füllte. Er weinte laut, mit jenem Aufschrei der Natur, wenn dem Herzen das Liebste entrissen worden, dann still und leise, bis sich denn zuletzt ein Arm weich und sanft um seine Schulter legte und die lichten Augen seines Bruders Clemens, auf dessen Klopfen der Capitän geöffnet hatte, mitleidsvoll auf ihn niederschauten.

„Sei mir nicht bös darum, Carli“, sagte Clemens, „ich bin an Allem schuld. Der Graf hat mir's vertraut und ich hab' demgemäß gehandelt. So wie Du's mit dem Mädchen vorgehabt, so hat sich's zwar schon mehreremale im Hause Baiern ereignet, aber keinmal ist es gut ausgegangen, entweder hat es dem einen oder dem andern Theil Unglück gebracht; wir Fürstenkinder

dürfen ja nicht an uns allein denken, und um mein Leben hätt' ich unserm Vater von unsern Reisen nicht so ein Herzleid heimbringen mögen. Ich hab' gethan, wie ich thun zu müssen geglaubt; sei mir nicht gram darum, Carli!"

„Ich werde sie nicht wiedersehen!" schluchzte der Kurprinz.

* * *

Ungefähr um dieselbe Stunde, wo das französische Kriegsschiff mit vollen, stolzen Segeln die Wellen theilte, bewegte sich eine gewöhnliche Gondel auf dem Canal grande nach dem Palaste Correri. Quer über dem Vordertheil derselben lag ein sorgfältig in Decken eingehüllter Gegenstand, und als die Gondel an den Marmorstufen hielt, sah man Meister Scheitler in Festtagskleidung aussteigen und mit Hülfe des Gondoliere das Verhüllte auf die Stufen der Treppe setzen. Es war der Betstuhl, den der Bildschnitzer dem Eigenthümer desselben zuzustellen kam. Meister Scheitler bewegte den eisernen Klopfer; der lange Loisl

öffnete, er war von der Dienerschaft der Einzige, der zurückgeblieben war, um nach dem Befehle des Prinzen Clemens August die Verpackung der zurückgebliebenen Gegenstände zu besorgen; ein Theil derselben, sowie die Dienerschaft war von der Gondel, welche von dem Kurprinzen bemerkt worden war, nach dem zweiten französischen Schiffe gebracht worden. Der zurückgebliebene Theil der Effecten, die für Paris nicht so nothwendig waren — denn dort fand man in bequem und vollständig eingerichteten Schlössern Wohnung — sollte durch Tirol nach München zurücktranspor-tirt werden, und zur Führung dieses Transportes war Loisl bestimmt; an Paris war ihm gar nichts gelegen, aber sehr viel an der braunen Quelle, die im Hofbräu-Amt floß.

Meister Scheitler fragte in deutscher Sprache, ob hier der Graf v. Werdenfels wohne.

Der Haiduk machte bei dieser Frage eine sehr pfiffige Miene.

„Hm! — Werdenfels? Es kommt nur darauf

an, was Ihr unter demselbigen Grafen Werdenfels versteht?"

„Einen Herrn, der bei mir ein Stück Arbeit bestellt hat", versetzte nicht ohne Ungeduld der Meister, „ein Möbel, das ich ihm nun abliefern will."

„Also ein Möbel? Sieh — sieh — ein Möbel! Himmelkreuz-Donnerwetter-Malefici, hab' ich denn noch nicht genug Bagage — muß denn auch noch eine neue hinzukommen? Stellt 's in den Hausplatz und laßt mich ungeschoren."

Diesen Wunsch erfüllte der Meister nun gerade nicht, sondern verlangte den Herrn selbst zu sprechen.

„Den Herrn wollt Ihr also sprechen?"

Dann stellte er sich in brutaler Stellung vor den bescheidenen Handwerker hin, legte sich die Hände über den Leib und sagte:

„Was versteht Ihr denn eigentlich unter meinem Herrn?"

„Den Grafen Werdenfels", antwortete Scheitler, wobei er mit größter Mühe an sich zu halten suchte.

„Und da glaubt Ihr, der Graf Werdenfels sei ein Herr, mit dem man nur so gleich sprechen könnt'? Das müßt Ihr doch mir gleich ansehen, daß das nicht so ist. Ich sag' Euch aber, zu meinem durchlauchtigsten Herrn geht's durch vier Thüren und durch eine fünfte auch noch, wenn der Herr Vater das Zeitliche segnet und wir Kurfürst von Baiern geworden sind."

„Kurfürst von Baiern? Wer? Von wem redet Ihr?"

„Von wem denn anders, von unserer jungen Herrschaft, dem Kurprinzen, den Ihr den Grafen v. Werdenfels nennt — nun wißt Ihr's, nun macht, daß Ihr fortkommt — dalketer Mensch!"

„Was — Euer Herr — wäre . .?"

Meister Scheitler konnte nicht ausreden, er mußte sich an einen der Pfeiler anlehnen. Dann fragte er leise und gedrückt, ob er den Herrn oder vielmehr den Kurprinzen nicht sprechen könne, welche Frage der Loisl mit einem unbändigen Gelächter beantwortete:

„Dann müßt Ihr ihm schon nach Paris nachschwimmen, oder Ihr hättet in der Früh kommen müssen.“

Nur ein dumpfer Laut wurde in der Halle hörbar — dann war es still — todtenstill. Scheitler lehnte mit der heißen Stirne an dem kalten Marmor einer Säule; es war ihm, als hätte ihm ein unsichtbares Wesen etwas in das Ohr geflüstert, als ginge das Herz in Stücke und stürzten die marmornen Säulen um ihn her zusammen.